

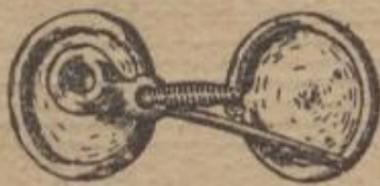
Städtisches Museum für Völkerkunde zu Leipzig

Illustrierter Führer

durch die

Prähistorische Abteilung

Herausgegeben von der Direktion
Verfaßt von Dr. Johannes Richter
Zeichnungen von Dr. Paul Germann



Leipzig 1922.

Im Selbstverlage des Museums für Völkerkunde

H. Sax. H

421, 72 g

B

Das Museum ist geöffnet an Sonn- und Feiertagen von 10½—2 Uhr, ferner im Sommer (1. April bis 30. September) Montags von 12—3, Mittwochs von 10—5, Dienstags, Donnerstags, Freitags, Sonnabends von 9—2 Uhr, im Winter (1. Oktober bis 31. März) Montags von 12—3, Mittwochs bis Sonnabends von 10—3 Uhr.

Geschlossen ist das Museum am 1. Weihnachtss-, Oster- und Pfingsttag und am Karfreitag.

Der Eintritt ist stets unentgeltlich.

Durchreisenden Forschern und Gelehrten können die Sammlungen zu Studienzwecken innerhalb der Dienststunden jederzeit, auch Montags, zugänglich gemacht werden, doch ist vorherige Anmeldung bei der Direktion erwünscht. Der Genehmigung seitens der Direktion bedarf außerdem, wer Gegenstände des Museums zum Zwecke der Veröffentlichung abzuzeichnen oder sonstwie zu reproduzieren wünscht, wer bei geöffneten Schränken arbeiten will oder für eingehende Studien besonderer Vergünstigungen bedarf.

Durch das Städtische Museum für Völkerkunde zu beziehen:

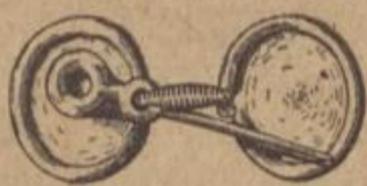
Führer durch die ethnographische Abteilung.

Bergriffen. Neuauflage 1922.

Städtisches Museum für Völkerkunde zu Leipzig

Illustrierter Führer
durch die
Prähistorische Abteilung

Herausgegeben von der Direktion
Verfaßt von Dr. Johannes Richter
Zeichnungen von Dr. Paul Germann



Leipzig 1922

Im Selbstverlage des Museums für Völkerkunde



I. A. (1922) 154

12/6.193



Maschinensatz und Druck von Oskar Leiner in Leipzig. 42414

Inhaltsübersicht.

	Seite
Aufgaben und Entwicklung der Prähistorie	1
Zur Geologie	2
Einteilung der prähistorischen Zeit	3
Der Urmenich	4
Zur Tierwelt	6
Eolithikum	7
Zur Feuersteintechnik	8
Paläolithikum (ältere Steinzeit)	9
Kulturzustand der älteren Steinzeit	11
Zur absoluten Zeitbestimmung	12
Deutsches Paläolithikum	13
Marckleeberg	14
Mesolithikum (mittlere Steinzeit)	14
Neolithikum (jüngere Steinzeit)	16
Große Steinbauten (Megalithen) und Grabformen	18
Wohnweisen der jüngeren Steinzeit	21
Befestigungsanlagen	23
Die Keramik	24
Steingeräte aus Felsgestein	27
Beginn der Metallzeit	29
Bronzetechnik	31
Bronzezeit	32
Älteste Eisenzeit (Hallstattzeit)	38
Goldschmiedearbeiten	40
Burgwälle	41
Vorgeschichtliche Eisengewinnung	41
Jüngere vorrömische Eisenzeit (La Tène-Zeit)	43
Die Germanen	44
Römische Eisenzeit	46
Stämme und Wanderungen	46
Kulturbild	48
Provinzialrömisches	50
Völkerwanderungszeit	51
Die Slaven	53
Kleingerät aus Ton und Knochen	57
Denkmalsteine	57
Cyprische Altertümer	58
Die figürliche Kunst der Vorzeit	58
Die wichtigsten Fundorte Leipzigs und seiner Umgegend	64
Fundorte der Abbildungen	65

Aufgaben und Entwicklung der Prähistorie.

Die prähistorische Abteilung soll eine Übersicht geben über die gesamte Vorgeschichte besonders Deutschlands und, soweit es nötig ist, auch des übrigen Europa. Die Aufstellung ist im allgemeinen chronologisch, d. h. sie folgt dem zeitlichen Aufeinander der einzelnen Kulturen. Da, wo sie typologisch ist, d. h. die Entwicklungsreihen einzelner Gebrauchsgegenstände über verschiedene Zeiten hin gibt, ist besonders darauf hingewiesen. Die Reste des Menschen und der Tierwelt zur älteren Steinzeit sind im Vorräum zu einer besonderen Abteilung vereinigt. Die überwiegende Menge des Ausgestellten besteht aus Originalen. Wenn echte Stücke nicht zu beschaffen waren, sind sie durch genaue Nachbildungen ersetzt, die dann als solche bezeichnet sind. Wenn die Abteilung noch viele Lücken aufweist, so ist zu bedenken, daß sie die jüngste des Museums ist; an ihrer Vollendung wird noch ständig gearbeitet. Dazu bedarf die Direktion besonders jetzt, wo Ankäufe wegen der schlechten Geldverhältnisse nur in sehr beschränktem Maße möglich sind, der Mithilfe aller Kreise. Wer vorgeschichtliche Altertümer findet oder besitzt, möge sie deshalb der Museumsammlung zuführen. Er dient damit der Allgemeinheit, der Wissenschaft und auch der Erhaltung der ihm vielleicht liebgewordenen Stücke. Ist es doch eine alte, durch nur zu zahlreiche Beispiele zu belegende Tatsache, daß die vorgeschichtlichen Altertümer in Privatbesitz, sogar große Sammlungen, selten die zweite und dritte Generation überdauern, sondern verstreut und zerشلagen werden und meist spurlos verschwinden.

Gegenstand der Prähistorie oder Vorgeschichtskunde ist die Erforschung der Entwicklung des Menschen und seiner Kultur. Der zeitliche Umfang ihres Arbeitsfeldes reicht von den frühesten Spuren unseres Geschlechts bis an die Schwelle der auf schriftlicher Überlieferung aufbauenden Geschichte. Die Vorgeschichte als Wissenschaft ist jung. Vorgeschichtliche Funde, z. B. Steinbeile, waren im Altertum und Mittelalter fast nur Gegenstand des Aberglaubens, da man sie für Donnerkeile, d. h. Erzeugnisse des Blitzschlags hielt. Ihr Besitz sollte Sieg und Macht sichern und schützen vor Krankheit und Gefahr. Noch 1670 schenkte der Sultan von Konstantinopel

einem Bischof von Verdun ein Steinbeil als Heilmittel gegen ein Blasenleiden. Eigentlich bahnbrechend wirkten hier die Erfahrungen der Seereisenden des 18. Jahrhunderts. Die prähistorischen Waffen ganz ähnlichen Steinflingen der Indianer und Südseeinsulaner brachten die Erkenntnis von der wahren Bedeutung vorgeschichtlicher Steingeräte. Vorzeitfunde fanden Aufnahme in Karitätenkabinetten, und es begannen die ersten Ausgrabungen. Eine zielbewußte Forschung setzte aber erst im 19. Jahrhundert ein. Zunächst sammelte man noch einzelne Gegenstände, ohne daß man aus ihnen bedeutendere Folgerungen über die Kulturgeschichte der Vorzeit zu ziehen wußte. Einen Wendepunkt zum Fortschritt bezeichnet das Jahr 1836, in dem gleichzeitig Rektor Danneil in Salzwedel und der Kopenhagener Museumskonservator Thomsen erkannten, daß die Vorzeit Europas in die drei großen Perioden der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit zerfällt. Diese Erkenntnis bildet noch heute das Skelett unserer Forschung, die seit 20 Jahren auch Universitätsfach geworden ist und ihre Ergebnisse in zahlreichen Museen zugänglich gemacht hat.

Treppenaufgang und Vorraum:

Zur Einführung und zugleich als Grundlage des im folgenden behandelten Stoffes diene die nachstehend abgedruckte, im Treppenflur hängende Tafel, welche die einzelnen Zeitstufen der Vorgeschichte mit knappen Erläuterungen aufzählt. (S. nebenst. Tab.)

Zur Geologie.

Vgl. dazu die Wandtafeln: Einordnung der prähistorischen Funde in die geologischen Perioden; Dr. Lindner, Wandtafel zur Erdgeschichte; Die geologischen und kulturellen Verhältnisse im Eiszeitalter; Die deutsche ältere Steinzeit nach Wiegand.

Die Geologie unterscheidet folgende Altersstufen der Erde: das *Archäikum* (die Urzeit) mit mächtigen Schichten von Gneisen und Schiefen noch ohne Spuren organischen Lebens. Das *Paläozoikum* (Alttertum der Erde) mit reich entwickelter Meeres- tierwelt. In seinen jüngeren Schichten bildete sich die Steinkohle. Als erste Landtiere treten Amphibien auf. Das *Mesozoikum* (Mittelalter der Erde), die Blütezeit der Reptilien; z. T. riesiger Land-, Wasser- und Flugtiere. Das *Känozoikum*, in dem der Stamm der Säugetiere zur Herrschaft gelangt. Es zerfällt in das Tertiär, eine heiße Zeit, das Diluvium und die Gegenwart. Im Diluvium rückte bekanntlich das Eis der Polargegend bis nach Mitteleuropa vor, um dann wieder zurückzuweichen. Dieser Vorgang

Einteilung der prähistorischen Zeit unter besonderer Berücksichtigung der Leipziger Verhältnisse.

Hauptperioden	Unterperioden	Zeit	Totenbeisetzung	Bevölkerung	Geolog. Period.	
Eisenzeit	Geschichtliche neudeutsche Zeit	seit ca. 900 n. Chr.	Skelettgräber neuerdings auch Brandgräber	Deutsche		
	Slavische Zeit	ca. 600—900 n. Chr.	Skelettgräber			Slaven
	Völkerwanderungszeit	ca. 400—600 n. Chr.		Skelettgräber Brandgräber		
	Provinzial-römische Zeit	ca. Chr. Geb.—400 n. Chr.	Brandgräber			Kelten
	La Tènezeit } Spät- Mittel- } Periode Früh- }	ca. 500 v. Chr.—Chr. Geb.		Skelettgräber Brandgräber		
	Hallstattzeit	ca. 800—500 v. Chr.	Brandgräber			Indogermanen
Bronzezeit	Jüngere Bronzezeit Keramik d. jüngeren Lausitzer Typus	ca. 1200—800 v. Chr.		Skelettgräber	Jungpaläolithikum Magdalénien Solutrén Aurignacien	
	Mittlere Bronzezeit Keramik d. älteren Lausitzer Typus	ca. 1600—1200 v. Chr.				
	Frühe Bronzezeit Keramik d. Münzertiger Typus	ca. 1800—1600 v. Chr.		Skelettgräber	Frühe Steinzeit Colithikum	
	Kupferzeit Keramik d. Glockenbecher	ca. 2000—1800 v. Chr.	vereinzelte Brandgräber			Tertiär
Steinzeit	Jüngere Steinzeit } Norddeutsch. Keramik Neolithikum } Donauländ. " Westdeutsche "	ca. 5000—2000 v. Chr.		Skelettgräber	Lange, zahlenmäßig nicht mehr näher bestimmbare Zeiträume	
	Mittlere Steinzeit Mesolithikum	Vitorina-Periode Anchylus- Voldia- "	ca. 10000—5000 v. Chr.			
	Ältere Steinzeit Paläolithikum	Jungpaläolithikum	ca. 20000—10000 v. Chr.	Skelettgräber		
		Altpaläolithikum				

wiederholte sich in verschiedener Ausdehnung drei- oder viermal (die Meinungen der Geologen sind darüber geteilt), so daß Zeiten größerer Kälte mit wärmeren, sog. Zwischeneiszeiten abwechseln. In diesen Eis- und Zwischeneiszeiten entstanden die verschiedenen Kulturen der älteren Steinzeit. Über ihre Gleichsetzung mit den geologischen Stufen der Eiszeit sind die Ansichten verschieden, wie aus den Wandtabellen erhellt. Am Schluß des Diluviums bildeten die Schmelzwässer vor dem Rande des zurückweichenden Eises gewaltige Ströme und furchten die sog. Urstromtäler aus.

Karten der europäischen Vereisung und der Urstromtäler nebst erläuterndem Text hängen unter dem zweiten Fenster des Vorraums.

Der Urmensch.

Dazu Schrank I. Schaukasten 1. Glasstulpe 2—3.

Die im folgenden gesperrt gedruckten Funde sind in Schrank I ausgestellt.

Während der älteren Steinzeit lebten in Europa Menschen, die von den heutigen Rassen wesentlich verschieden waren. Die erste Erkenntnis dieser Tatsache knüpft sich an den Fund des berühmten Schädels von der Neandertalhöhle bei Düsseldorf im Jahr 1856. Den besten Aufschluß über den Körperbau dieser Neandertalrasse, wie sie nach dem Schädel aus dem Neandertal genannt wird, gibt uns das Skelett aus der Grotte von Le Moustier im Bezèretal (Südfrankreich), wo 1908 das Grab eines 16- bis 18jährigen Mannes aufgedeckt wurde.

Die damaligen Menschen waren unter Mittelgröße, mit langem Kumpf und kurzen, gedrungenen Gliedmaßen. Die Oberschenkelknochen sind nach vorn gekrümmt. Der Bau des Beines ist derart, daß sie mit geknickten Knien gehen mußten. Der kräftig entwickelte Kopf hat eine niedrige, fliehende Stirn, große, weit auseinanderstehende Augen unter dicken Augenbrauenwülsten, eine breite, flache Nase und einen Unterkiefer ohne Kinnbildung mit starkem Gebiß und schnauzenartig vorstehendem Mund. Ein Unterkiefer, an dem diese tierähnliche Ausbildung der Kauwerkzeuge noch stärker hervortritt als bei dem Skelett von Le Moustier, stammt aus Mauer bei Heidelberg. Nach den Ansatzspuren gewisser Muskeln, wie des Genioglossus, ist zu schließen, daß der Mensch von Mauer die Fähigkeit zu sprechen in noch sehr beschränktem Maße besessen hat.

An weiteren Fundstellen der Neandertalrasse seien genannt: La Chapelle aux Saints (Dordogne); La Ferrassie (Dordogne); La

Maulette (an der Lesse in Belgien); Spy (Provinz Namur); Gibraltar; Schipfahöhle (Mähren); Krapina bei Topliß (Kroatien); Podbaba (bei Prag); Ehringsdorf (bei Weimar).

Diese Neandertalrasse ist aber nicht die einzige, die sich in unserer älteren Steinzeit nachweisen läßt. Zur Zeit der Aurignacultur tritt eine andere auf, deren Typus wir am besten aus dem Grabfund von Montferrand bei Perigord (Dordogne) kennen lernen. (Davon eine Nachbildung unten in Schrank 1.) Dieser etwa 50jährige Mann hat den kurzen Rumpf des heutigen Menschen mit langen, schlanken Gliedmaßen, besitzt einen zierlichen Langschädel, eine nicht mehr so flache Stirn wie der Neandertaler und einen wohlgeformten Mund, ohne die schnauzenartig vorstehenden Kiefer seines Vatters.

Wir kennen Skelettreste dieser Rasse aus: Galley Hill (bei Kent in England); Brünn (Mähren); Brüg (Mähren); Chancelade (Dordogne); Laugerie basse (Dordogne); Engis bei Lüttich.

Die Aurignacrasse, wie sie nach der Bestattung von Montferrand, welche der Aurignacultur angehört, heißt, wanderte, wie man annimmt, während der letzten Zwischeneiszeit aus dem Osten ein, vielleicht gleichzeitig mit einer kälteliebenden Fauna, welche hier die unter der Einwirkung des rauher gewordenen Klimas nach Süden ausweichende, bisherige wärmeliebende Tierwelt ersetzte. Der schon erwähnte Fund von Krapina, der Skelettreste von Neandertalern und Aurignacmenschen enthält, und zwar teilweise angebrannte und zerschlagene Röhrenknochen, zeigt, daß Zusammenstöße von Horden beider Menschenrassen nicht immer friedlich ausliefen.

Noch in der ältern Steinzeit scheint die Neandertalrasse in Europa ausgerottet und z. T. auch von den geistig regsameren Aurignacstämmen aufgesogen zu sein. In abseits von der Kulturentwicklung gelegenen Erdstrichen mögen sich Teile von ihr länger erhalten haben, so daß moderne Australier noch körperliche Merkmale aufweisen, die eine Verwandtschaft mit dem Typus vom Neandertal annehmen lassen. Die beiden Australierskelette (neben Schrank 1) erhärten diese Ähnlichkeit aufs beste. Am Schluß des Paläolithikums gleicht die in Europa lebende Rasse seinen heutigen Bewohnern, wie wir an Skeletten von Cro-Magnon bei Les Eyzies in Südfrankreich, die aus Magdalénienschichten stammen, beobachten können. Hierher gehört auch der Unterkiefer vom Hohlen Fels bei Nürnberg.

Der oben erwähnte Kiefer von Mauer bedeutet in der Entwicklungsreihe unseres Geschlechtes eine Stufe, die dem Übergang vom

Menschenähnlichen zum Menschen nicht sehr fern steht. Wenn dieses menschliche Fossil auch nicht tertiär, sondern nur frühdiluvial ist, so bleibt ihm doch ein Alter von mehreren hunderttausend Jahren. Auch der berühmte *Pithecanthropus erectus* Dubois (der aufrecht gehende Affenmensch) ist nicht tertiär, obwohl er einem Lebewesen angehört, dessen fast stirnloser Schädel nichts Menschliches an sich hat. Er ist der Rest einer ausgestorbenen Großaffenart und gleichsam ein „mißlungener Versuch der Menschwerdung“. Die weite Verbreitung von Formen wie des *Pithecanthropus* von Java zeigt ein Schädeldach von Buenos Aires im Museum von La Plata, das dem Trinilfund fast gleicht und aus Ablagerungen stammt, deren geologisches Alter leider nicht feststeht. Ebenso unsicher ist das der bekannten Monte Hermosochichten, in denen ein primitiver menschlicher Atlas (Halswirbel) gefunden wurde.

Eine Nachbildung des *Homo Scheuchzeri* hängt im Treppenaufgang. Das Skelett dieses Riesensalamanders wurde im 18. Jahrhundert für ein menschliches gehalten. Abbildungen der Großaffen, gleichsam entarteter Verwandter des Menschen, sind in Schaukasten 1 unter dem ersten Fenster, ihre Skelette in Glasstulp 2 ausgestellt. Über Ähnlichkeit und Unterschiede vom Menschen gibt der beigegefügte Text Aufschluß. Der Schaukasten 1 enthält außerdem Rekonstruktionsversuche des Menschen vom Neandertal in vier farbigen Zeichnungen.

Zur Tierwelt.

Dazu Schrank II, Glasstulp 4 u. 5.

Im frühen, klimatisch noch gemäßigten Diluvium lebten in Mitteleuropa als Charaktertiere u. a. der Altelefant, das Mercksche Nashorn und das Flußpferd. Sie starben mit zunehmender Abkühlung aus und machten einer kälteliebenden Fauna Platz, deren Haupttypen das Mammut, das wollhaarige Nashorn, Rentier, Riesenhirsch, Saigaantilope, Lemming, Pferdespringer, Höhlenbär und Höhlenlöwe sind.

Bildliche Darstellungen der ausgestorbenen Großtierwelt des Diluviums hängen an der Wand des Treppenaufganges. Ein in Leipzig-Sellerhausen gefundenes Gehörn eines Ur hängt an dem Giepfosten der oberen Treppe. Schrank II enthält Originalreste ausgestorbener Tiere aus Taubach-Ehringsdorf bei Weimar (Altelefant, Mammut, Rhinoceros, Hirsch, Ur) und Mammutreste aus Markfleberg, Wahren und Lindenau. Ebenfalls aus Taubach-Ehringsdorf stammen die Kalkplatten in Glasstulp 4 u. 5 mit Aschen Spuren, Steinwerkzeugen und aufgeschlagenen Nashornknochen als Resten einer diluvialen Jägermahlzeit. In Glasstulp 4 stehen außerdem die Schädel eines Höhlenbären und eines sibirischen Nashorns. Ein bei Borna unweit Leipzig gefundenes, tadellos erhaltenes Skelett eines Mammut ist im Saal aufgestellt. Das am Treppengiepfosten ange-

brachte geologische Profil von Laussel (Dep. Dordogne) kann veranschaulichen, wie sich auf solcher mehrfach besiedelten Wohnstätte der älteren Steinzeit fundleere und fundreiche Schichten deutlich unterscheidbar übereinanderlegen. Über die Deckenmalerei und die übrigen figürlichen Darstellungen auf den Wänden von Treppenaufgang und Vorraum siehe Seite 58.

Der Ausstellungsaal.

Nachdem wir im Vorraum die ältesten Reste des Menschen selbst kennen lernen konnten, finden wir im Ausstellungsaal die Zeugen seiner Kultur aus den verschiedenen Perioden der Vorgeschichte. Reihenfolge der Besichtigung: Rechte Saalseite hin, linke zurück.

Colithikum.

(Steingeräte aus der „Morgenröte“ der menschlichen Kultur).
griech. *Colos* = „Morgenröte“; *lithos* = Stein.

Dazu Schaukasten 7 und die Abbildungen auf Tafel 1.

Aus den frühesten Schichten ist uns nur das Steingerät erhalten. Der Ast, den der Mann als Keule schwang, der einfache Stock; mit dem vielleicht das Weib nach Wurzeln grub, ist längst spurlos vermodert. Auch dem Stein können wir seine einstige Werkzeugsnatur nur dann mit Gewißheit ansehen, wenn wir durch seine Bearbeitung erkennen, daß er bewußt zu handlicher Form zurecht geschlagen wurde. Solange man noch nicht erkannt hatte, daß eine ganz bestimmte Gestaltung des Steins am geeignetsten für Stich, Schlag und Schneiden war, und man immer diese selbe Form — das erste Werkzeug — schuf, ist es noch sehr schwer, die Erzeugnisse menschlicher Hand von Zufallsprodukten natürlicher Kräfte im einzelnen sicher zu unterscheiden. In noch älteren Zeiten, als man nur hier und da störende Ecken von dem Naturstein abschlug oder ihn überhaupt nur so benutzte, wie er sich gerade handgerecht fand, ist es unmöglich, Willens- und Zufallszeugnisse, natürliche oder durch Benutzung bei der Arbeit entstandene Absplitterungen zu trennen, wenn nicht andere Fundumstände mitsprechen. Solche Colithen (Geräte aus der „Morgenröte“ der Menschheit [Taf. I, 1—2]) hat man vielfach zu erkennen geglaubt und die Fundstellen ihrem geologischen Alter nach horizontiert. Der belgische Gelehrte Rutot stellte für die Colithenfunde nachstehende, nach westeuropäischen Fundplätzen genannte Zeitfolge auf:

Tertiär: Cantalien, Kentien, Saint Prestien.

Diluvium: Reutellen, Masslien, Mesvinien.

Daß es Colithen gegeben haben muß, bestreitet niemand. Ob aber die als solche angesehenen wirklich welche sind, wird nicht allgemein anerkannt, besonders seit in dem französischen Belle Assise (Dep. Dife) sich Colithen gefunden haben, die dem frühesten Tertiär angehören, d. h. einer Zeit, die so unendlich weit zurückliegt, daß Wesen, die sie benutzt hätten, noch nicht Menschen gewesen sein könnten.

Schaukasten 7 enthält eine Auswahl solcher Colithen verschiedener Fundorte und Zeiten mit näheren Erläuterungen. Die Absplitterungen an den Ranten der Flintstücke werden als Wirkung ihrer Benutzung durch den Menschen angesehen.

Zur Feuersteintechnik.

Die Geräte, die wir aus den ältesten Schichten der diluvialen Kulturen besitzen, bestehen ausschließlich, die aus den jüngeren in der überwiegenden Mehrzahl aus Stein, und zwar mit geringen Ausnahmen aus Feuerstein, d. h. einer amorphen Bildung der Kieselsäure, die in größeren und kleineren Knollen in den Meeresablagerungen der Kreidezeit häufig vorkommt und durch die Gletscher aus zerstörten Schichten dieser Periode weithin verfrachtet worden ist. Dieser Feuerstein hat die Eigenschaft, mit scharfen Ranten zu brechen; er mußte daher dem primitiven Menschen schon zeitig als ein geeignetes Material erscheinen, diese Ranten zum Schneiden zu benutzen. Wo nicht von Natur aus geeignete Stücke vorlagen, schlug er sie zurecht, und Übung und Erfahrung schufen allmählich eine Feuersteintechnik, die auf folgenden Erkenntnissen beruht. Die Spalt-

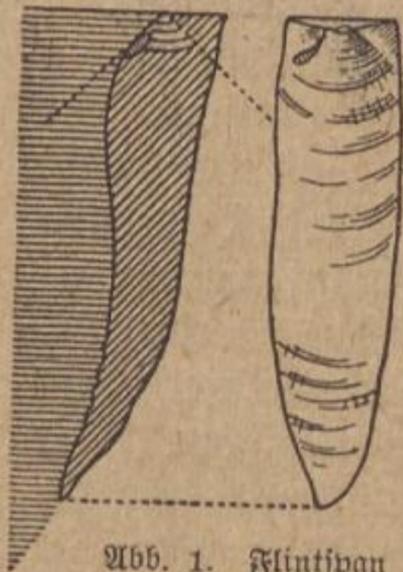


Abb. 1. Flintspan
und sein Negativ.

barkeit des Flints oder Feuersteins (so genannt, weil die Schlösser der alten Gewehre damit versehen waren), verliert sich, wenn das Stück längere Zeit an der Oberfläche gelegen hat, weil sein Wassergehalt, die sog. Bergfeuchtigkeit, sich vermindert. Nicht jedes Material ist auch gleich gut zu bearbeiten. Besonders geeigneter Stein wurde deshalb schon in der Steinzeit bergmännisch gewonnen. In Spiennes bei Mons in Belgien hat man 12 m tiefe Stollen gefunden und in ihnen verschüttete Bergleute, die das Rohmaterial mit Hirschhornhacken brachen und in Ledersäcken zutage förderten. Um ein Gerät zu formen,

Um ein Gerät zu formen,

klopft man mittels eines runden Kiesel v. dgl. mit schräg nach unten und außen gerichtetem Schlag auf eine Kante des Knollens (Abb. 1). Dadurch wird ein Span abgetrennt, der an seinem oberen Ende eine kegelförmige Verdickung, den sog. Schlaghügel trägt. Ihm entspricht auf dem Mutterstück eine Höhlung. Auf der Spitze des Schlagkegels entsteht die sog. Schlagmarke als Grübchen. Radiale Längslinien und konzentrische Wülste umziehen auf der Ablösungsfläche des Spans den Schlaghügel. Durch Abtrennen größerer und kleinerer Lamellen entsteht allmählich die gewünschte Gerätform. Die Art der Formung durch Schlag beruht auf dem Gesetz, daß der Feuerstein in der Mantelfläche eines Kegels springt, dessen Achse in der Richtung des Schlages liegt. Da bei schrägem Schlag die Kegelschneide die Kante des Steins fast tangential berührt, fällt nur ein schmaler Teil des Kegelmantels in die Materie, und auf dieser Fläche springt der Span ab. Im Gegensatz zu dem direkten Schlag wandte man bei feinerer Bearbeitung auch den indirekten an, d. h. man legt die zu dangelnde Steinkante auf eine schneidenartige, harte Unterlage und schlägt auf die Rückseite des Stückes (Abb. 2). Bei weiterentwickelter Technik verstanden die Paläolithiker, durch Druck, offenbar mit einem Holz- oder Horninstrument die feinsten Späne abzulösen. Wahrscheinlich geschah dies in ähnlicher oder der gleichen Art, wie es heute noch die Eskimo machen.



Abb. 2. Der indirekte Schlag.

Die Tafel I zeigt die charakteristischen Geräte der aufeinanderfolgenden Perioden des Colithikums und Paläolithikums. Die hier abgebildeten Stücke sind natürlich nur eine ganz geringe Auswahl der im einzelnen sehr wechselnden Formen und sollen nur einen ungefähren Überblick über die Entwicklung von den rohesten Werkzeugen zu verfeinerten und spezialisierten Typen geben. Parallel mit ihnen läuft eine Anzahl von Kleingerät und weniger ausgesprochenen Formen, die in ihren einfachsten Arten oft mehreren Perioden gemeinsam sind.

Paläolithikum (Ältere Steinzeit).

Dazu Schaukasten 8, 9, 11, 12, Schrank III—IV und Tafel I.

Auf sicherem Boden steht die Forschung erst mit dem Beginn der älteren Steinzeit. Sie ist die Periode der ersten Werkzeuge, d. h. bestimmter, bewußt hergestellter, stets wiederkehrender, weil als prak-

tisch erkannter Gerätformen. Die Hauptfundorte dieser Periode liegen in Frankreich. Deshalb und weil die französische Forschung in erster Linie zu ihrer Erkenntnis beigetragen hat, ist die Bezeichnung der zeitlichen Schichten französisch.

Während der frühesten Perioden von Chelles und St. Acheul herrschte in Europa ein mildes Klima, welches dem Menschen das Wohnen in der freien Ebene gestattete. Aus sog. Freilandstationen stammen daher auch die hauptsächlichsten Funde. Wie die Wohnstätten der Altpaläolithiker aussahen, wissen wir noch nicht. Über recht primitive Konstruktionen, Flechtwerk von Baumzweigen oder zeltähnliche Gebilde sind sie wahrscheinlich nicht hinausgekommen. In der darauf folgenden Stufe von Le Moustier zwang die Kälte der ausgedehnten Vereisung Europas die Menschen, Grotten und Höhlen aufzusuchen, in denen sich die Reste ihrer Lebensführung, wie Herdasche, unversehrtes und zerbrochenes Gerät neben Knochen verzehrter Tiere, in dicken Schichten abgelagert haben. Die Stufen von Chelles, St. Acheul und Le Moustier bilden zusammen das ältere Paläolithikum. Der Urnensch, d. h. die heute ausgestorbene Rasse vom Neandertal, jagte anfänglich die wärmeliebenden Tiere, wie Atelefant und das Mercksche Nashorn, später, während der großen Vereisung, die diesem Klima angepaßten kälteliebenden Tiere. Was uns an Werkzeugen bekannt ist, sind ausschließlich Steingeräte. Sicher hat man damals auch Holzgeräte besessen, wenn sie sich auch nicht erhalten haben.

Die jüngere Hälfte des Paläolithikums zerfällt in die drei Stufen von Aurignac, Solutré und La Madeleine. In der ältesten wohnte man noch in den wärmespendenden Höhlen; im Solutréen gestattete ein Steigen der Temperatur das Hausen im Freien; im Magdalénien nötigte ein Kälterückfall die Steinzeitleute wieder, in Berggrotten und unter überhängenden Felsen (frz. abris) erhöhten Schutz zu suchen. Nach wie vor ist die Hauptbeschäftigung die Jagd auf das Großwild der damaligen Zeit. Mammut und Renntier, Wildpferde und Wildrinder liefern Nahrung und Bekleidung, vielgestaltetes Gerät aus Horn und Knochen, so z. B. Pfriemen, geöhrte Nadeln, Speer- und gezackte Harpunenspitzen (Taf. I, 12) und Material zu allerlei künstlichem Schnitzwerk. Dieser Kunsttrieb betätigte sich auch besonders bemerkenswert in bunten Malereien auf Wänden und Decken der Höhlen. (Vgl. dazu den Abschnitt über die figürliche Kunst S. 58.)

Im jüngeren Paläolithikum begrub man bereits seine Toten mit Sorgfalt, wie die aufgefundenen Bestattungen zeigen, von denen

die aus Montferrand in einer Nachbildung im Skelettschranke des Vorraums ausgestellt ist.

Mit dem Ende des Magdalénien erlischt die diluviale Tierwelt Mitteleuropas oder wandert aus, und zugleich mit dem Diluvium endet die ältere Steinzeit. Die bisherige Entwicklung bricht aber deshalb nicht jäh ab. Die folgende, bereits alluviale, d. h. der gegenwärtigen Erdperiode angehörende Stufe von Mas d'Azyt führt den Kulturbesitz der ausgehenden älteren Steinzeit an Knochen und Steingeräten mit unwesentlichen Abweichungen weiter fort. Erloschen ist jedoch die künstlerische Betätigung in Malerei und Schnitzerei. Dafür tauchen jetzt mit eigenartigen Zeichen bemalte Kiesel auf, vielleicht die Anfänge einer Art Schrift.

Damit endet ungefähr 10 000 Jahre v. Chr. das älteste Kapitel sicher erforschter menschlicher Kultur in Europa. Wenn als Beginn der älteren Steinzeit vielfach das Jahr 100 000 v. Chr. genannt wird, so geschieht das nur, um dem Laien einen ungefähren Anhalt zu geben. Natürlich ist das nicht wörtlich aufzufassen. Es soll damit nur angedeutet werden, daß es sich um sehr beträchtliche Zeiträume handelt, deren absolute Länge die hierfür in Frage kommende Geologie bisher noch nicht mit Sicherheit aus der vielfach sehr komplizierten Schichtenfolge der diluvialen Ablagerungen ermitteln konnte.

Schaukasten 11 enthält die hauptsächlichsten Gerätformen der älteren Steinzeit in der Reihenfolge der Perioden. Schaukasten 8 altsteinzeitliche Steingeräte aus Ägypten und dem Somaliland, Schaukasten 9 und Schrank III—IV größere Serien paläolithischer Stein- und Knochengерäte aus Frankreich. In Schrank III—IV Landschaftsbilder berühmter französischer Fundstätten. Eine Karte dieser hängt an den Fenstern. Als Beispiele der Höhlenmalereien siehe die Decke im Vorraum und die dort und im Treppenaufgang hängenden Bilder mit figürlichen Darstellungen. Ein Wandplakat über Schaukasten 12 erläutert die Entwicklung der Höhlenkunst. Schaukasten 12 enthält Nachbildungen geschnittener Menschen- und Tierfiguren, sowie figürlich verzierter Knochen- und Horngeräte der älteren Steinzeit. Daneben eine Reihe mit zum Teil schriftähnlichen Zeichen bemalter Kiesel von Mas d'Azyt.

Kulturzustand der älteren Steinzeit.

Unter dem Menschen der älteren Steinzeit stellt man sich vielfach einen rohen Wilden vor. Das mag für die frühen Perioden der Wirklichkeit nahekommen, ändert sich aber etwa vom Auftreten des Aurignacmenschen ab ganz wesentlich. Aus den jüngeren Schichten

lernen wir den Menschen als Bewohner geräumiger, zum Teil bunt bemalter Höhlen kennen, der sein mannigfaches Gerät für Jagd und Fischfang mit schönen Schnitzereien verziert. Aus Einzelfunden in Gräbern, z. B. solchen aus der Gegend von Nizza, ersehen wir, daß er sich aus durchbohrten Zähnen, geschnitzten Knochenstücken und Muscheln Hals- und Armringe machte. Das Kleidchen eines Kindes war mit Tausenden von Muscheln dicht besetzt. Die feinen Nähnadeln zeigen, daß man auch Schmuck oder Kleider aus dünnen Stoffen trug, von denen uns nichts erhalten ist. Die Gräber beweisen, daß man die Toten mit Achtung behandelte und sorgsam bestattete. Man glaubte auch an ein Leben nach dem Tode, denn ohne das hätte ja eine Ausstattung der Leiche mit Geräten und Schmuck keinen Sinn. Aus Darstellungen von Menschen in Tiermasken kann man auf Zaubertänze nach Art moderner primitiver Stämme schließen. Gewisse hieroglyphenähnliche Zeichen lassen den Anfang einer Art Schrift vermuten. Fern von ihrem Ursprungsort in Ansiedlungen gefundene Muscheln und Gesteinsarten sind der Beweis eines beginnenden Warenaustausches über weite Strecken hin. Wenn auch Töpferei, Ackerbau und Viehzucht noch fehlen, so ist doch das Kulturbild dieser Zeit schon recht bunt und so reich an wirtschaftlichen, künstlerischen und ideellen Errungenschaften, daß von „rohen Wilden“ nicht mehr die Rede sein kann.

Zur absoluten Zeitbestimmung.

Dazu Nr. 6.

Für die jüngste Periode der älteren Steinzeit haben wir Anhaltspunkte für eine Datierung in der Fundstelle Schweizersbild bei Schaffhausen, deren Nachbildung und Ausgrabungsergebnis rechts vom Saaleingang aufgestellt sind. Das danebenhängende Profil der Schichten enthält in ihrer obersten die Kulturreste der Vergangenheit bis zurück zum Beginn der Metallzeit (rund 2000 v. Chr.). Ihre Stärke von 40 cm entspricht also einer Ablagerungsdauer von etwa 4000 Jahren, d. h. durch die Verwitterung des Felsens hat sich in je 100 Jahren 1 cm Schutt gebildet. Da nun die Schicht, welche die Einschlüsse der Magdalénienkultur enthält, 2,40 m tief liegt, kann man folgern, daß seit ihrer Bildung rund 20 000 Jahre verstrichen sind. Diese Zahl stimmt ganz auffällig überein mit Untersuchungsergebnissen der Geologen an den Ablagerungen der Muotta und der Reuß im Vierwaldstätter See, und ebenso der Geschiebelager zwischen Thuner und Briener See. Das Alter dieser Schichten, welche zeitlich der Magdalénienkultur entsprechen, wurde auf 18000 bis 20 000 Jahre ermittelt.

Deutsches Paläolithikum.

Dazu Schaukästen 10, Tafel I 13—14.

Der Boden Deutschlands und seiner Nachbargebiete ist während des Diluviums nicht unbewohnt gewesen. Natürlich wurde seiner Besiedlung durch die Vereisung eine Grenze gesetzt. Nur am Rande der Gletscher oder während einer Zwischeneiszeit konnten dort Niederlassungen entstehen. Die bemerkenswertesten Funde sind in folgender Tabelle zusammengestellt.

Deutsche ältere Steinzeit nach Wiegand.

Postglacial	Azilien	Stufe von Dfnet (bei Nördlingen in Bayern)	
III. Eiszeit			
c) spätglacial	Magdalénien	Stufe von Thainingen (bei Schaffhausen i. d. Schweiz)	
b) hochglacial α)	Solutrén	Stufe von Predmost (bei Prerau in Niederösterreich)	
„ β)	Aurignacien	Stufe von Willendorf (im Wachautal in Niederösterreich)	
a) frühglacial	ob. Moustérien	Stufe vom Sirgenstein (b. Blaubeuren in Württemberg)	
II. Zwischeneiszeit	unt. Moustérien	Stufe von Weimar	
II. Eiszeit	ob. Acheuléen	Stufe von Markfleeburg	} obere Faustkeilstufe
I. Zwischeneiszeit	unt. Acheuléen	Stufe von Hundisburg (bei Neu-Haldensleben nahe Magdeburg)	
b) Mitte	Chelléen	Untere Faustkeilstufe	
a) Anfang	Brächelléen	Vor-Faustkeilstufe	
I. Eiszeit und Präglacialzeit	Eolithikum	Stufe d. Menschen von Mauer	

Sie gibt zugleich dem Wiegertschen Vorschlag Raum, deutsche Paläolithfunde unabhängig von der französischen Namengebung deutsch zu bezeichnen. Die Formen des mittel- und osteuropäischen Paläolithikums entfernen sich in vielen Punkten von den betreffenden französischen Typen, sind wohl auch zeitlich nicht immer gleichstehend mit diesen und z. T. auch von anderen, nicht westeuropäischen Entwicklungszentren beeinflusst.

Marckleeberg.

Dazu Schaukasten 10. Tafel I, 13—14.

Die uns hier vornehmlich interessierende Station Marckleeberg vor den Toren der Stadt, deren geologische und vorgegeschichtliche Zeitstellung aus der obenstehenden Tabelle ersichtlich wird, ist eine Fundstelle mit sekundärer Lagerung, d. h. ein gewaltiger Strom hat vor dem Gletscherrand der letzten Vereisung, die unsere Gegend berührte, dort Sand und Schotter abgesetzt. In diesen Schottern liegen nun, wie die bisherigen Beobachtungen zu ergeben scheinen, die Flintgeräte (Taf. I, 13—14) vereinzelt und über Hunderte von Metern verstreut, so daß man annehmen muß, sie sind durch die Wässer von einer stromauf gelegenen Siedlungsstätte abgespült und talwärts verfrachtet worden. Eine endgültige Klärung kann nur eine umfangreiche Ausgrabung geben, die zurzeit die Mittel des Museums nicht gestatten.

Funde aus Marckleeberg liegen in Schaukasten 10 aus; daneben Gipsabgüsse von Flintgeräten der altsteinzeitlichen Ansiedlung in Taubach-Ehringsdorf bei Weimar.

Mesolithikum (Mittlere Steinzeit).

Dazu Schrank IV unterstes Fach. Karte an Schrank IV, Fensterseite.

Im Ausgang der Eiszeit und zeitlich der letzten Hälfte des Magdalénien entsprechend, führten nordische Ströme der Ostsee so gewaltige Mengen Schmelzwassers zu, daß ihr Niveau 100 m über das heutige stieg. Auf dieses Stadium folgte eine Periode der Landhebungen, welche die Ostsee zu einem Binnenmeer werden ließen, dessen Wasser die Flüsse ausfüßten. Eine Zeit abermaliger Landenkungen schuf darauf der Ostsee eine breite Verbindung mit dem offenen Meer, bis sich endlich durch erneute Strandverschiebungen die heutigen Küstenverhältnisse bildeten. Diese drei Stadien der Ostsee werden nach für sie charakteristischen Meereschnecken die

Moldia-, Anchluss- und Vitorinazeit genannt. Aus der Moldiaperiode finden sich in Norddeutschland bis Dänemark hin nur vereinzelte, meist sehr primitive Hacken aus Krongeweih, in Skandinavien zweispitzige, mandelförmige, bis $\frac{1}{4}$ m lange, gemuschelte Flintgeräte, die den lorbeerblattförmigen Lanzenspitzen von Solutré ähneln.

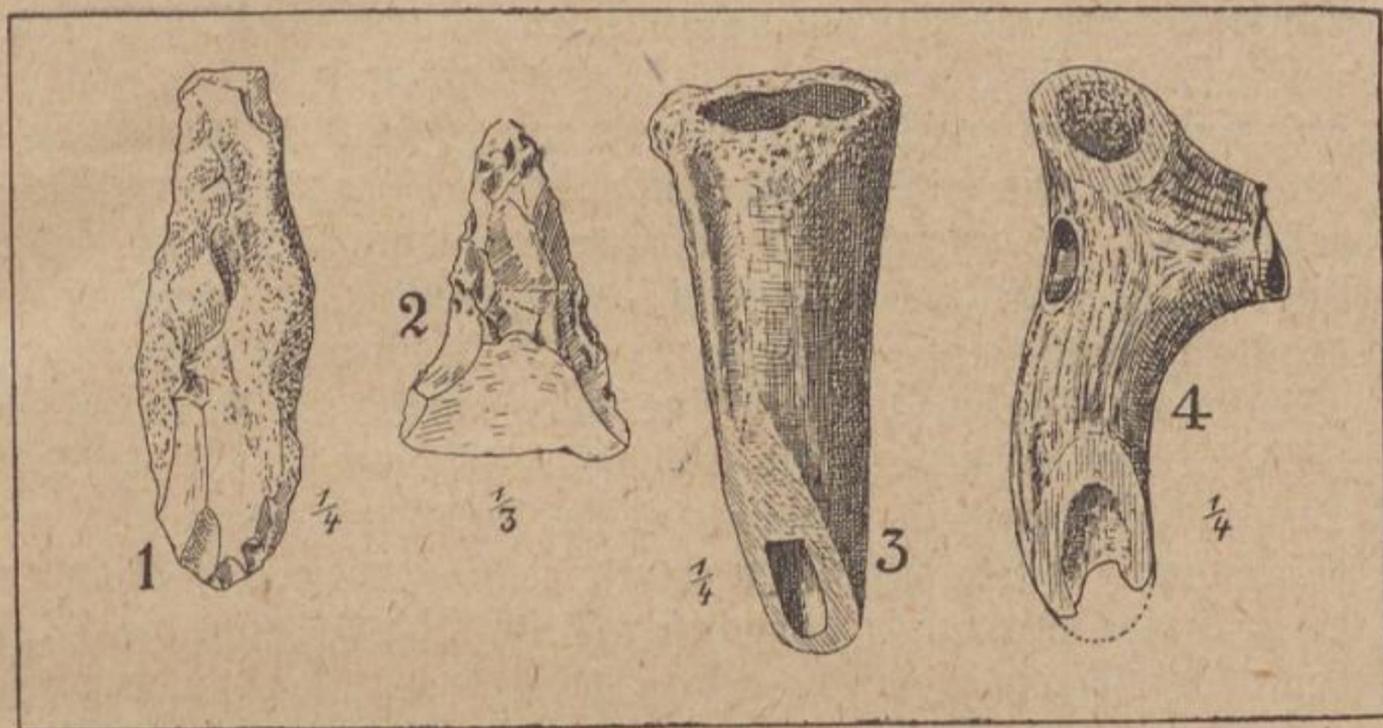


Abb. 3. Mesolithische Geräte.

In der Anschlusszeit finden wir im Norden Seedörfer, wie z. B. Maglemose, auf Flößen oder hölzernen Packwerkbauten. Rohe Beile, Hacken, Spalter und Schaber, sowie feinbearbeitete winzige Splitter aus Flint, die man als Widerhaken in Knochenharpunen einsetzte, waren das Werkzeug. Zugeschärft Stierknochen, auf knieförmige Aststücke gestülpt (Abb. 3, 3), benutzte man als Beilflingen. Geringelte Zickzackbänder, Wellenornamente und Winkelstriche, mit denen das Knochengesäß verziert ist, sowie vereinzelte Tierbilder auf solchem erinnern an die ältere Steinzeit. Töpferei war noch unbekannt, der Hund das einzige Haustier. Gerättypen dieser Periode haben sich in Norddeutschland bis nach Brandenburg hin mehrfach gefunden.

In der Vitorinazeit wohnte eine Fischer- und Jägerbevölkerung am Meeresstrand, die besonders den Austernfang betrieb. Ihre Küchenabfälle (dän. Kjökkenmøddings), die sog. Muschelhaufen, ziehen sich heute längs der Seeküsten als kilometerlange, niedrige Wälle hin. Langovale, pickenartige Beile, sog. Scheibenspalter mit breiter Schneide, schmalem Bahnende und nach innen geschweiften

Seitenkanten, sowie querschneidige Pfeilspitzen schlugen sie aus Feuerstein zurecht (Abb. 3, 1—2). Hämmer und Pickel fertigten sie sich aus Horn (Abb. 3, 4). Große Vorratsgefäße mit spitzem Boden beweisen die Kenntnis der Töpferei. Lange noch ist der Hund das einzige Haustier. Erst in den jüngsten Muschelhaufen finden sich Reste gezähmter Rinder, Ziegen und Schafe, sowie Abdrücke von Weizenkörnern als Zeichen beginnender Feldwirtschaft.

Die Muschelhaufen sind nicht auf den Norden beschränkt, sondern finden sich längs der Meeresküsten Irlands, Frankreichs und Portugals. Hier sowie in Dänemark enthielten sie sogar Gräber z. T. in gestreckter, z. T. in zusammengekrümmter Lage Bestatteter. Stationen und Einzelfunde der Muschelhaufenkultur sind auch an der deutschen Küste gefunden worden, so z. B. in Vorpommern.

Auf französischem Boden ist eine solche den Muschelhaufen gleichzeitige Kultur auf dem Campignyhügel bei Blagny-sur-Bresle (Dep. Seine Inf.) aufgedeckt worden. Diese sog. Campignien und die Kultur der Muschelhaufen haben vieles gemeinsam, besonders die primitive Keramik, die langovalen Beile (Abb. 3, 1) und die Scheibenspalter (hier *pics* und *tranchets* genannt). Unter den Knochenresten von Wohngruben und den eichenen Holzfohlen der Herdstätten der Campignienleute finden wir die Beweise, daß sie bereits das Rind gezähmt und Körnerfrüchte für ihre Nahrung verarbeiteten. Sie besaßen Mahlsteine aus Sandstein, und auf den Scherben ihrer Töpfe finden sich die Abdrücke von Gerstenkörnern. Endlich haben die Funde ergeben, daß sie anfangen, ihr Steingerät zu schleifen. Wir begegnen damit einer Technik, welche dann die gesamte jüngere Steinzeit beherrscht und recht eigentlich für sie kennzeichnend ist.

In Schrank IV auf der Fensterseite unten links sind Typen der mesolithischen Kulturen ausgestellt: In einem Glaskästchen Teile eines Muschelhaufens, daneben eine Hirschhornhacke, grob zugeschlagene Flintbeile von spitzovaler Form und Scheibenspalter. Der Rest des untersten Schrankfaches enthält angefangene und fertige Beile aus Flint und Felsgestein und eine Reihe Flintpfeilspitzen aus Frankreich, die bereits der folgenden jüngeren Steinzeit angehören. Auf die Funde von Grand Pressigny nebst Erläuterung ebendort, die einen Nachweis steinzeitlichen Handelsverkehrs mit Halbfabrikaten ermöglichen, sei hingewiesen.

Neolithikum (Jüngere Steinzeit).

Dazu Schrank IV unten. Schaukästen 14, 22, 25. Tafel III.

Im Campignien begann man, wie wir oben gesehen haben, den Stein zu schleifen. Diese neu entdeckte Technik wandte man nicht

nur bei Flint, sondern auch bei anderen Mineralien an, die man im Gegensatz zum Feuerstein gewöhnlich Felsgestein nennt. Die älteste Beilform ist von der Natur gegeben. Ein passendes Geröllstück wird, wenn es nötig ist, durch Abklopfen kleiner Teile in rundliche Formen gebracht, die Schneide durch Schleifen hergestellt, das Bahnende (d. h. das der Schärfe entgegengesetzte Ende) leicht abgerundet (Taf. III, 3). Diese Gattung ist eine Art Urform, weit verbreitet und sogar in Amerika in Gebrauch gewesen. Da das Beil recht eigentlich das Charaktergerät der jüngeren Steinzeit ist und damals für jeden Krieger, Jäger und Arbeiter unentbehrlich war, ist es Gegenstand ständiger Verbesserungsversuche. Seine Entwicklung läßt sich stufenweise verfolgen. Ein rundliches Beil, in das dicke Ende eines keulenförmigen Astes eingelassen, saß wenig fest; es drehte sich leicht. Man verbesserte seine Gestalt, indem man es

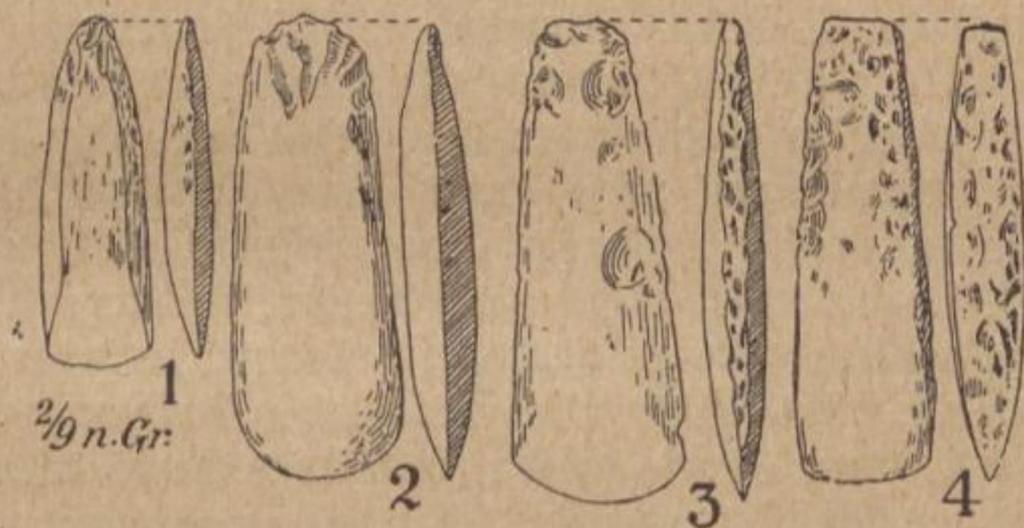


Abb. 4. Spitznackiges, schmalnackiges, breitnackiges, dicknackiges Feuersteinbeil.

flacher herstellte und das Bahnende oder den Nacken zuspitzte (spitznackiges Beil, Taf. III, 4). Auch das Flintbeil des älteren Neolithikums ist spitznackig (Abb. 4, 1). Aus ihm entstand in zeitlicher Folge das schmalnackige (Abb. 4, 2), das breitnackige (Abb. 4, 3) und das dicknackige Beil (Abb. 4, 4). Der Gang dieser Entwicklung ist der, daß man zunächst die Spitze in eine Kante umformte, die sich beim Gebrauch nicht so leicht in den Holzschaft einschlug (schmalnackiges Beil). Die scharfe Kante, in welcher die beiden gewölbten Seiten des Beiles zusammenstießen, wurde später zu einer schmalen Fläche verbreitert (breitnackiges Beil), und endlich das Bahnende zu einer viereckigen Fläche ausgebildet und der Querschnitt des Beils dem Viereck genähert (dicknackiges Beil).

Die bewundernswerte Technik der Neolithiker zeigen neben den Arten ihre Meißel, Sägen und besonders die Griffdolche (Taf. III, 1—2).

In Schrank IV unterstes Fach sind rundliche und spitznackige Beile aus Flint und Felsgestein ausgestellt. Schaukasten 14 enthält Funde von einer Schlagstelle der Elster-Luppenaue: fertige und halbfertige Feuersteingeräte nebst Arbeitsabfall. Darunter beachtenswert neun zierliche Pfeilspitzen. Schaukasten 22 linke Hälfte zeigt die Entwicklung des Beils von der spitznackigen zur breitnackigen Form, außerdem prächtige Sägen, Messer, Lanzen und Dolchlingen. Arte und andere Flintwerkzeuge aus der Elsteraue in Schrank 25.

Große Steinbauten (Megalithen) und Grabformen.

Dazu Nr. 18—20, 2 Gipsabgüsse an Schrank V—VI, Nr. 17 und Schrank VII.

Die vier Stufen des spitznackigen, schmalnackigen, breitnackigen und dicknackigen Beils aus Feuerstein sind besonders im Norden Europas in ihrer Zeitfolge deutlich geschieden, weil sie dort vier aufeinanderfolgenden Formen der Totenbestattung entsprechen, den Erdgräbern, den kleinen Riesenstuben oder Dolmen (Dolmen = feltisch = Steintisch), den Ganggräbern und den Steinkisten. Der Brauch, die Verstorbenen sorgsam zu bestatten, den wir schon in der älteren und mittleren Steinzeit nachweisen konnten, und der Wunsch, dem Toten ein festes Haus zu schaffen, hat in Nordeuropa wie in vielen Teilen der Erde dazu geführt, gewaltige Steinbauten zu errichten, die zum Teil bis heute die Jahrtausende überdauert haben.

Die älteste neolithische Bestattungsweise im Norden ist das einfache Erdgrab, d. h. der Tote wurde in einer heute nicht mehr erhaltenen Umhüllung, etwa Decken oder Fellen, in einer Grube beigesetzt. Als Beigabe erscheint das spitznackige Feuersteinbeil. Die nächste Periode, gekennzeichnet durch das schmalnackige Beil, errichtet die sog. kleinen Riesenstuben oder Dolmen. Ihre einfachste Form besteht aus vier etwa mannshohen, länglichen, aufgerichteten Steinblöcken, über die ein fünfter als Deckstein gelegt ist, so daß eine Kammer entsteht. Sie bildete das Erbbegräbnis einer kleinen Menschengruppe, vielleicht einer vornehmen Familie, und enthält in der Regel nur wenige Skelette. In der Folgezeit nehmen diese Bauten an Umfang zu. Die Kammer wird aus einer größeren Anzahl von Blöcken gebaut, bekommt eine länglich-runde Form von etwa 40 : 10 m Größe und einen Zuweg in Form eines bedeckten Ganges (daher Ganggrab genannt), der von der Mitte einer

Längsseite der Kammer aus bis an den Rand des Erdhügels führte. Denn die meisten, wenn nicht alle dieser Grabkammern, müssen wir uns mit einem Hügel bekleidet denken, wenn ihn auch heute Wind und Regen oft gänzlich abgetragen haben, so daß nur noch die nackten Steine vorhanden sind. Die Ganggräber bleiben nicht auf diese Grundform beschränkt. Oft haben solche Anlagen zwei Kammern, oder diese ist in der Mitte geteilt. Auch doppelkreuzförmige Bauten kommen vor. In ihnen finden sich bis zu 100 Skelette, die mitunter auch den ganzen Gang ausfüllen. In solchen Grüften ehemaliger Dorfschaften oder Sippen lassen sich stellenweise Feuer Spuren nachweisen, die anscheinend mit dem Totenkult zusammenhängen. Die übliche Beilform der Ganggräber ist breitnackig. In der jüngsten Steinzeit des Nordens verschwindet das Ganggrab wieder. An seine Stelle tritt die aus Platten hergestellte *Steinkiste* mit dicknackigen Beilen als Beigaben. Anfänglich sind sie zur Aufnahme mehrerer Leichen ausreichend, später nur manneslang und für eine Bestattung bestimmt.

Die Verbreitung der Megalithbauten (*megas* = groß; *lithos* = Stein) geht südwärts bis Hannover und Brandenburg und ostwärts bis zur Oder. Sie sind aber nicht auf den Norden Europas beschränkt, sondern erstrecken sich längs der Küstengebiete des Atlantischen Ozeans von Schottland und England über Frankreich, Portugal, Spanien bis nach Süditalien hin, umsäumen die Meeresküste von Marokko, Algier und Tunis und sind im Sudan und auf Madagaskar ebenso nachgewiesen wie in Syrien, Indien, Japan, Korea und sogar in dem südamerikanischen Peru. Ob diese Vorkommen kulturell zusammenhängen und in welcher Weise, ist noch nicht mit Sicherheit erforscht; vielleicht ist ein Entwicklungszentrum auf der iberischen Halbinsel zu suchen, wo die jüngste paläolithische und die älteste neolithische Kultur sich sehr nahekommen und die altsteinzeitliche Sitte, den Toten in Höhlen beizusetzen, leicht weitervererbt werden konnte. Wo natürliche Höhlen nicht vorhanden waren, errichtete man dann künstliche. Möglich ist aber auch, daß die Sorge, den Toten vor äußeren Einflüssen tunlichst sicher zu schützen, an verschiedenen Orten unabhängig voneinander die Menschheit zu dem gleichen Mittel, eben derartigen Grabbauten, geführt hat.

Zur Technik der Megalithbauten sei erwähnt, daß man die wuchtigen Lasten der Steine wahrscheinlich auf hölzernen Rollen fortbewegte, also ebenso, wie uns antike Bilder den Transport altassyrischer Kolossalstandbilder veranschaulichen. Um die

Decksteine an ihren Platz zu bringen, hat man wohl eine Erdschüttung angelegt und auf dieser den Block bis an seinen Standpunkt gerollt. Die Leistungen der Steinzeitleute zeigt folgendes Beispiel: Zum Bau eines Dolmen bei La Perotte in der französischen Charente mußten die Blöcke 30 km weit herangeschafft werden, wie die Untersuchung der Gesteinsart ergeben hat. Darunter befindet sich ein Felsen von 40 000 kg (800 Zentner) Gewicht.

Bis in unsere Gegend reicht nur die jüngste Entwicklung der nordischen Grabbauten hinein. Das bekannteste und berühmteste Beispiel einer solchen Steinkiste ist die aus Göhlig bei Merseburg. Das bereits im Jahre 1750 aufgedeckte Grab ist aus dünnen Steinplatten gefügt und war mit drei ebensolchen bedeckt, deren eine bei der Ausgrabung nach innen fiel und eine Tonurne zerschmetterte, die neben einer verzierten Steinart zur Grabausstattung gehörte. Von diesen Deckplatten, der Steinart und dem Gefäß ist leider nichts mehr auf uns gekommen. Erhalten sind nur die vier Seitensteine, welche einen 1,20 m tiefen, rechteckigen Raum von 2,35 : 1,20 m einschließen. Den Boden des Grabes bildete ein Estrich aus grauem Ton. Von dem Skelett des Bestatteten ist auch nichts mehr vorhanden. Die vier Wände sind reich mit roten und schwarzen geometrischen Mustern bedeckt, die z. T. flach eingemeißelt, z. T. nur aufgemalt sind. Neben teppichähnlichen Motiven fallen besonders die Darstellung einer geschäfteten Steinart und die eines Bogens mit Sehne auf. Die Zeichnung neben diesem Bogen nach der Ecke des Grabes hin wird von manchen für einen Pfeilköcher gehalten; andere wieder sehen darin das Bild eines leyerähnlichen Musikinstrumentes. Mit dieser Erklärung wäre zugleich der daneben befindliche hakenförmige Gegenstand gedeutet. Man kann darin eine Parallele zu dem Schlagstab (Plektron) sehen, mit dem das klassische Altertum die Saiteninstrumente zu spielen pflegte.

Außer den Grabkammern finden wir während des Neolithikums noch andere merkwürdige Bauten aus Stein, die mit dem Totenkult zusammenhängen, so im westlichen Frankreich die Menhirs, einzelne pfeilerartige, rohe Steinblöcke, deren größter 21 m hoch ist. Mitunter stehen diese Monumente reihenweise und bilden kilometerlange Straßen, die zu einem sog. Cromlech (kelt. = krummer Stein) hinführen. Ein Cromlech ist in der Regel ein etwa halbmondförmiger Bau, ebenfalls aus aufgerichteten Blockreihen errichtet, mit einer Frontlänge bis zu 150 m. Gräber, die man bei solchen Cromlechs gefunden hat, begründen die Deutung der Steinreihen als Festwege für feierliche Aufzüge, die den Toten in den Gräbern bei den Cromlechs Opfer brachten. Das gewaltigste Denkmal dieser Art aus konzentrischen, riesigen, z. T. behauenen Steinkolossen ist Stonehenge bei Salisbury in England. Der Schatten eines auf-

fällig gesondert stehenden Blocks fällt am Morgen der Sonnenwende (am 21. Juni) auf den sog. Altar zu. Infolge der allmählichen Veränderung der Erdlage trifft er den Altar heute nicht mehr genau, die Astronomen konnten jedoch errechnen, daß er um 1680 v. Chr. gerade über den Altarstein hinstrich. Das stimmt ganz auffällig überein mit der Zeit, in welche die Archäologie die Errichtung dieses Denkmals setzt.

Die großen Steinbauten, die allmählich zu kleinen Steinkisten zusammenschrumpften, bilden nicht überall die Begräbnisformen der Steinzeit, gemeinsam ist ihr aber mit geringen Ausnahmen die Bestattung unverbrannter Leichen. In den Zonen südlich der Megalithbauten ist das sog. *Hockergab* häufig, d. h. der Tote ist in gekrümmter Stellung, meist auf der rechten Seite liegend, beigesezt. Die Arme sind zum Gesicht hin erhoben, die Knie an den Leib gezogen, wie bei einem Hockenden; daher die Benennung. Der Blick ist meist nach Osten gerichtet. Schmuck, Waffen und Gerät statten den Leichnam für ein Weiterleben nach dem Tode aus. Die Hockerstellung, eine über die ganze Erde verbreitete Beisetzungsform verschiedener Zeiten, erklärt man am besten wohl mit der Furcht vor einem Wiederkommen des Verstorbenen. Um den Toten in seinem Grabe festzuhalten, wurden ihm Arme und Beine an den Leib gebunden. Aus dieser Furcht vor einer Rache des Toten gab man ihm wohl auch willig sein oft kostbares Eigentum mit, man räumte ihm sogar stellenweis einen Anteil am Wohnhaus ein. In Schlesien z. B. fanden sich vielfach Bestattungen im Grunde steinzeitlicher Wohnstätten.

Nr. 18: Ein Dolmen, aus wenigen Steinblöcken errichtete Grabkammer. Nr. 19: Der sog. Denghoog von der Insel Sylt, Ganggrab mit größerer Kammer. Nr. 19a: Eins der 7 Steinhäuser von Fallingb. Nr. 19b: Geländean sicht um die Steinhäuser. Außen an der Fensterseite von Schrank V—VI zwei Gipsabgüsse von Ritzzeichnungen auf französischen Dolmen, darauf u. a. Darstellungen geschäfteter Beile. Nr. 20: Nachbildung des berühmten Steinkisten grabes von Göhlig bei Merseburg. Erläuterungen zu den Gräbern auf besonderem Plakat. Nr. 17: Kleiner Menhir in Gestalt einer bekleideten Menschenfigur. In Schrank VII unten Skelettreste aus Hockergräbern, darüber Grabbeigaben, besonders Tongefäße, sämtlich aus Sachsen. Über die Keramik siehe Seite 24 ff.

Wohnweisen der jüngeren Steinzeit.

Dazu die Hausmodelle Nr. 15 u. 16, der Pfahlbau Nr. 26 u. Schrank IX.

Die Betrachtung der Bauten für die Toten führt uns zu der Frage: „Wie wohnten die Lebenden?“ Wir sahen, daß im Mesolithikum

von Maglemose die Wohnhütten auf Flößen und Packwerken standen. Das ist im Norden eine Ausnahme. Wie das nordische Festlandshaus aussah, ist noch wenig bekannt. Wohnstättenfunde sind überhaupt seltener als Grabfunde, weil ihr meist unscheinbarer Inhalt dem Finder wenig auffällt. Aus dem nordischen Kreis sind am deutlichsten erhalten vier Häuser von Meinsdorf bei Plön. Der 2 bis 3 m messende Innenraum ist von einer meterdicken Lehmwand in Hufeisenform umzogen. Im Innern fand sich ein primitiver Steintisch. Der Herd lag vor der Tür im Freien. Das Dach, wohl ein Kuppelbau, war nicht erhalten. In Skandinavien wie in den Steinzeitprovinzen Deutschlands sind häufig Wohngruben aufgedeckt worden, meist rundliche, 2 bis 3 m weite, 1 bis 2 m tiefe Löcher. Auf dem Grunde liegt mitunter eine aus Steinen zusammengesetzte Feuerstelle. Ähnliche benachbarte Gruben sind nach Form und Inhalt als Abfalllöcher, Wasserlöcher, Viehställe zu deuten. Die aus Spaltholz mit Rutengeflecht hergestellten Wände wurden innen und außen mit Lehm verschmiert, der durch Herdfeuer oder bei Feuerbrünsten verziegelte. Die auf den Resten des Bewurfs erhaltenen Abdrücke gaben aber noch nie ein vollständiges Bild der einstigen Wandkonstruktion. Funde in Südschlesien deuten auf einen pyramidenartigen Bau über der Grube, die man wohl deshalb aushob, um sich vor Wettereinflüssen zu schützen und um das Dach niedriger halten zu können. Oft bilden die Gruben bei der Ausgrabung ein wirres Durcheinander, da schon in alten Zeiten vielfach über zerfallenen Wohnstätten neue errichtet worden sind, weil man die Dorfstätte, die jedenfalls, wenn auch nur mit einem Palisadenzaun umwehrt war, ungern verließ. Genaue Untersuchungen unter günstigen Umständen ermöglichten es, in Trebus, Kreis Lebus, ein rechteckiges Pfostenhaus mit ebenem Boden und Herd in der Mitte festzustellen, ein Typus, der auch in Mittel- und Westdeutschland nachgewiesen werden konnte. Am bekanntesten ist das auf der steinzeitlichen Siedelstätte Großgartach bei Heilbronn aufgedeckte und hier im Modell wiedergegebene rechteckige Haus (Nr. 15). Zum Vergleich dazu das bronzezeitliche Haus von Buch bei Berlin (Nr. 16).

Eine vorgeschichtliche Kulturgruppe rings um das Alpenmassiv kennt aber noch eine andere Art des Wohnens: den Pfahlbau. In Seen und einstigen Seen der Schweiz, Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Österreichs finden sich Reste von Pfahlbaudörfern oft nahe beieinander. Wir kennen aus der Schweiz (in runden Zahlen) 200, aus Frankreich 30, aus Italien 40, aus Deutschland 50, aus Öster-

reich 12. Im Neuenburger See sind z. B. 51, im Genfer See 27, im Züricher See 10, im Bodensee 11 und im Starnberger See 2 festgestellt worden.

Wenn man die Verbreitung von Megalithbauten und Pfahlbauten betrachtet, sieht man, daß sie sich regional ausschließen. Das bedeutet wohl, daß die Dolmenbauer völkisch von den Pfahlbauern zu trennen sind. Während man die Dolmenbauer als Nachkommen von Einwanderern aus Frankreich auffaßt, werden die Pfahlbauer von manchen als altsteinzeitliche Ureinwohner der Alpengegend, von anderen als ein Einschub aus dem Osten angesehen.

Die Größe der Pfahlbauten schwankt zwischen wenigen und 40 000 qm. Die steinzeitlichen Pfahlbauten liegen gewöhnlich hart am Ufer, die späteren bronzezeitlichen (eisenzeitliche gibt es nicht) weiter ab. Die Dörfer sind durch Brücken mit dem Festland verbunden, deren Länge bei steinzeitlichen Bauten 10 bis 20 m, bei den jüngeren bis 200 m beträgt. An windgeschützten Stellen mit geringer Wassertiefe schlug man bei der Anlage einer solchen Siedlung Pfähle aus ungeschälten Stämmen mit im Feuer gehärteten Spitzen mittels Steinschlägeln etwa 5 Fuß tief in den Grund. War der Seeboden sehr hart, häufte man Steine um sie. Die Pfähle ragten 5 bis 6 Fuß über das Wasser hinaus und trugen oben eine Plattform aus langen Balken, auf denen man dann die Häuser aus Holz und Lehm erbaute.

Den See befuhr man auf sog. Einbäumen, kiellosen Rähnen aus einem einzigen großen Baumstamm, wie sie auch in Deutschland üblich waren. Solche Fahrzeuge erreichen oft eine bedeutende Länge. Ein bei Duppeln aus der Oder gezogener Rahn maß 12 m.

Modelle vorgeschichtlicher Häuser: Nr. 15 der Steinzeit von Großgartach am unteren Neckar. Nr. 16: bronzezeitliches Haus aus Buch bei Berlin. Nach Ausgrabungsergebnissen des Märkischen Museums. Nr. 26: Modell eines Pfahlbaues. Schrank IX: Funde aus Pfahlbauten, darunter Gewebereste und ein Eibenbogen.

Befestigungsanlagen.

Außer den umwehrten Dorfschaften z. B. Schlesiens, wie wir sie vorhin erwähnt haben, kennt die Steinzeit noch eine Reihe anderer Befestigungen, in denen man Schutz vor feindlichem Angriff suchte. In Spanien baute man Burgen unregelmäßiger Form mit Mauern aus Lehm und fast rohen Steinen. Sie finden sich auf Hügeln und haben einen Durchmesser von 60 bis 80 m. Ähnliche, bis 25 ha große

Anlagen kennt man aus Frankreich, besonders der Franche Comté. Das Rheingebiet hat steinzeitliche Befestigungen in den Erdwerken von Michelsberg bei Bruchsal, Urmix bei Koblenz und Mahen in der Eifel bewahrt. Michelsberg und Mahen bilden Ovale von 300 bis 400 m Länge; die halbkreisförmig an den Rhein angelehnte Schanze von Urmix ist 840 m breit und 1275 m lang. Es waren feste Punkte, auf die man sich in Zeiten der Not zurückzog.

Die Keramik.

Dazu Schrank V—VI, VII und Schaufasten 13, Tafel II.

Aus den Verschiedenheiten im Grabbau und im Hausbau während der jüngeren Steinzeit Europas haben wir gefolgert, daß diese Verschiedenheiten gesonderten geographischen Gebieten und damit, nach herrschender Auffassung, verschiedenen Völkerstämmen entsprechen. Dies zeigt sich ebenso in der Keramik, den Erzeugnissen der Töpferei. Wo und von wem der erste Topf hergestellt worden ist, kann nicht ermittelt werden. Ebenso wenig läßt sich sagen, ob die Töpferei an einem Punkt der Erde oder an mehreren zugleich oder nacheinander erfunden worden ist. In der europäischen Vorgeschichte finden sich ihre ersten Proben, wie schon oben erwähnt, in den Muschelhaufen. In der jüngeren Steinzeit haben sich die Erzeugnisse der Töpferkunst in den verschiedensten Gegenden Europas bereits zu stark voneinander abweichenden Stilarten entwickelt. Die Stilarten Mitteldeutschlands können wir ihrem Ursprung nach in drei Hauptgruppen zusammenfassen: 1. die nordische, 2. die donauländische, 3. die westeuropäische.

1. Die nordische Hauptgruppe.

Aus dem Gebiet der nordischen großen Steingräber dringt der Megalithstil von den Küstengebieten des nordwestlichen Deutschlands nach der Elbe-Saalegegend vor. Haupttypen: meist unverzierte Krugflaschen (Taf. II, 6), Schalen und Töpfe mit tief eingestochenen Ornamenten, die manchmal noch mit einer weißen Paste ausgefüllt sind. Im Gegensatz zu dieser rein nordischen Keramik enthalten die folgenden, die Rössener und die Bernburger, einzelne Elemente, welche als Einflüsse der weiter unten beschriebenen Hauptgruppe 2 anzusehen sind. Rössener Stil, genannt nach dem Gräberfeld von Rössen bei Merseburg. Haupttypen: Töpfe mit kugeligem Unterteil, Standring und geschweiftem Hals neben

schmucklosen Töpfen (Taf. II, 1). Die Verzierungsart sind flächenbedeckende Muster in Tiefstichtechnik. Beliebt sind regelrechte Zickzackmuster mit vier symmetrisch angeordneten, senkrechten Bändern. Dieser Ableger der nordischen Kultur hat seine Verbreitung im Gebiet der Saale-Elbe, der Ems und des Rheins; seine kugeligen Gefäßformen lassen die Einflüsse der donauländischen Kultur erkennen.

Bernburger Stil: Eine der verschiedenen Erscheinungsformen der sog. Elb-Megalithkeramik im Harz-Elbegebiet mit Ausläufern nach Süden und Osten hin. Er liebt weiche Umrißlinien. Die Oberfläche der Gefäße ist meist dunkelbraun, glatt poliert und sieht wie Leder aus. Haupttypen sind Becher mit breitem Bandhenkel (Taf. II, 2). Mitunter haben sie zackige Vorsprünge auf der Bauchmitte oder einen gewellten Oberrand. Ein Horizontalfurchenband ist meist die einzige Verzierung. Sodann die Trommel, doppelkonische Gefäße ohne Boden, oft mit konzentrischen Kreisen, Kreuzen, Sonnenbildern und anderen Zeichen, anscheinend religiöser Bedeutung, geschmückt (Taf. II, 3). Diese Trommeln (andere erklären sie für Gefäßuntersätze) haben eine Parallele in der gemalten Spiralkeramik Galiziens, Rumäniens und Südrußlands, mit der sie auch kulturell zusammenhängen.

Eine für Mitteldeutschland besonders charakteristische Spielart ist die **Schnurkeramik**. Wegen der Verwandtschaft vieler ihrer Formen mit nordischen Typen wird sie als ein Ableger der älteren Elb-Megalithkeramik angesehen. Andere Lehrmeinungen betonen wieder mehr die Unterschiede von dieser und sehen in der Schnurkeramik eine selbständige, bodenständige Entwicklung aus paläolithischer Wurzel. Haupttypen: neben Bechern die Amphore, ein bauchiges, enghalsiges Gefäß mit Henkeln auf dem größten Durchmesser (Taf. II, 5). Die Verzierung besteht neben Strich- und Furchenmuster mit Vorliebe aus eingedrückten Schnüren, daher Schnurkeramik. Etwa gleichaltrig mit der Schnurkeramik ist die Stilgruppe der **Kugelamphoren**. Ihr Hauptgebiet umfaßt Brandenburg, beide Sachsen und Thüringen. Führende Typen sind weitmundige Krüge mit zwei unsymmetrisch gestellten oder vier kreuzweise angeordneten Henkeln. Eine Amphore mit Henkeln an der Halsbasis (Taf. II, 4). Ihre Verzierungen können eingestochen, eingeschnitten oder mit Schnüren eingedrückt sein, beschränken sich aber stets auf Hals und Schulter der Gefäße.

2. Die donauländische Hauptgruppe,
auch **Bandkeramik** genannt, weil ihre Verzierungen den Ge-

fäßkörper bandartig umschlingen, verbreitet sich aus ihrem Stamm-land an der unteren Donau entlang dieses Flusses nach Norden und weiter über Mähren und Böhmen nach Sachsen und Thüringen hinein. Wir unterscheiden in ihr nach dem Dekorationsprinzip zwei Spielarten: die *Spiralmäanderkeramik*, welche, wie ihr Name besagt, ihre einfachen, halbkugeligen Gefäße mit Spiralen oder dem Mäander zu verzieren pflegt (Taf. II, 9), und die *Stichbandkeramik*, welche diese Zierbänder in Stichtechnik, oft mit Hilfe eines gezähnten Rädchens, ausführt (Taf. II, 7). Besonders die Stichbandkeramik ist in unserer engeren Heimat häufig. Sie erscheint in den Funden mit Spiralmäanderkeramik und Scherben nordischer Stilarten gemischt.

3. Die westeuropäische Hauptgruppe.

Diese Gruppe, in Westdeutschland durch den Michelsberger Typus (der Michelsberg bei Untergrombach unweit Bruchsal) verbreitet, formt fast ganz schmucklose, meist beutelförmige Gefäße ohne Standfläche (Taf. II, 8).

Neben diesen feinen Gefäßen, die etwa unserem heutigen Tischgeschirr entsprechen mögen, kommt noch allerlei sog. Gebrauchskeramik vor, die mit unseren Vorrats- und Einlegetöpfen verglichen



Abb. 5. Bandkeramischer Scherben mit schriftartigen Zeichen.

werden kann. Es ist das gröbere, oft dickwandige Tonware von häufig beträchtlichen Ausmessungen, die selten anders als in Bruchstücken gefunden wird. Ihre Wandung ist entweder glatt oder durch die Fingerstriche der formenden Hand geraucht. Einfache Tupsenleisten längs des Randes sind die einzige Verzierung; ihre Einreihung in eine bestimmte Stilart ist meist schwer, oft unmöglich. Die gesamte, hier besprochene Keramik ist aus freier Hand hergestellt. Der Gebrauch der Töpferscheibe war noch unbekannt.

Schrank V—VI oben: Die Haupttypen der steinzeitlichen Keramik Mitteldeutschlands in Originalen und Nachbildungen gruppenweise zusammengestellt. Darunter Scherben aus heimischen steinzeitlichen Ansiedlungen. Über die Steingeräte im Pult von Schrank V und die Bilder darunter siehe Seite 27. In Schaukasten 13 Scherben

und Steingeräte aus dem steinzeitlichen Wohnplatz von Guttritzsch. Ebendort rechter Hand in der Ecke der berühmte Scherben von Seltisch (Böhmen) mit handkeramischen Verzierungen und linear angeordneten, buchstabenartigen Zeichen (Abb. 5). Daneben die Nachbildung eines ähnlichen vom gleichen Fundort. Schrank VII: Gefäße aus Steinzeitgräbern der hiesigen Gegend mit Bezeichnung der Fundorte und Stilgattungen.

Steingeräte aus Felsgestein.

Dazu Schaukasten 22—23, Schrank V, VIII und Wandtafel 24. Tafel III.

Schon bei der Besprechung der frühen Beile hatten wir gesehen, daß außer Flint jetzt auch Felsgestein, und zwar bald überwiegend, zur Herstellung von Geräten benutzt wird. Vorzüglich die harten Mineralien, wie Kieselchiefer, Quarzite, Diorit und Basalt werden herangezogen. Wo nicht von Natur passende Formen von Geschiebestücken vorlagen, sägte man die rohe Gestalt des Werkzeuges von einem größeren Block ab. Das geschah entweder mit einer gezähnten Feuersteinklinge oder dadurch, daß man mit Hilfe von scharfem Sand und Wasser und einem dünnen Brett eine Furche tief einschritt, bis man das Stück passend zerbrechen konnte. Forrer glaubt sogar eine Sägevorrichtung der in Abb. 6 wiedergegebenen Art verbürgen zu können. Die weitere Zurichtung der Geräte erfolgte besonders in älterer Zeit durch Abklopfen kleiner Stücke mit einem anderen Stein, später durch Schleifen auf einer muldenförmigen Steinunterlage ebenfalls mit Sand und Wasser. Schließlich gab man manchen Stücken noch eine Politur, zu deren Herstellung besonders hartes, feinkörniges Material, z. B. Porphyrte dienten. Die auf diese Weise gewonnenen Geräte kann man rein äußerlich einteilen in undurchbohrte und durchbohrte.

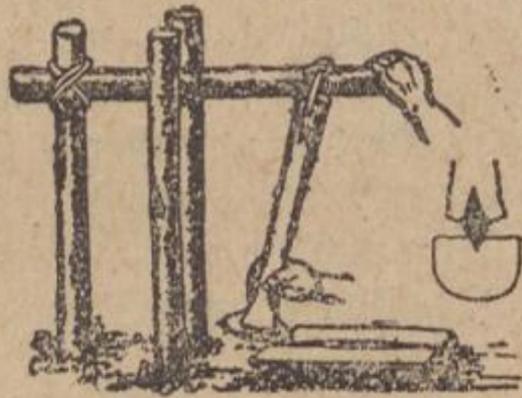


Abb. 6. Steinsägemaschine.

Undurchbohrte Geräte: Das Beil von rechteckigem Querschnitt und einer Schneide in der mittleren Ebene des Stückes (Taf. III, 5). Neben den Beilen aus gewöhnlichem Felsgestein liebte man die seltenen Stücke aus Nephrit, Jadeit, Chloromelanit. Lange Zeit war man über den Ursprung des Rohmaterials für solche Beile im Ungewissen und meinte, sie seien aus Asien importiert. Inzwischen ist das natürliche Vorkommen dieser Gesteins.

Undurchbohrte Geräte: Das Beil von rechteckigem Querschnitt und einer Schneide in der mittleren Ebene des Stückes (Taf. III, 5). Neben den Beilen aus gewöhnlichem Felsgestein liebte man die seltenen Stücke aus Nephrit, Jadeit, Chloromelanit. Lange Zeit war man über den Ursprung des Rohmaterials für solche Beile im Ungewissen und meinte, sie seien aus Asien importiert. Inzwischen ist das natürliche Vorkommen dieser Gesteins.

arten an mehreren Stellen Mitteleuropas, so z. B. des Nephrits in Jordansmühl bei Nimptsch, nachgewiesen. Ganz geklärt ist die Frage noch nicht. Beile und meist wuchtige Doppelhämmer mit Schäftungsrille als Halt für die Verschnürung mit dem Schaft. (Taf. III, 10).

Die Hacke, ebenfalls von rechteckiger Form. Die Schneide nähert sich der Ebene der Unterseite, die abgeflacht ist, während die Oberseite sich leicht wölbt (Taf. III, 6). Ersichtlich wurde die Hacke so geschäftet, daß ihre Schneide quer zur Stielrichtung stand. Der Schuhleistenkeil, ein meißelartiges, seiner Formenähnlichkeit mit einem Schuhleistenkeil halber so genanntes Gerät, das vielleicht zur Holz- oder Lederbearbeitung diente. (Taf. III, 7). Er findet sich, ebenso wie die Hacke und gleich dieser aus schiefrigem Gestein hergestellt, auf handkeramischen Siedlungsplätzen. Größere Exemplare des Schuhleistenkeils sind in der Regel durchbohrt (Taf. III, 8). Diese deutet man — es fragt sich, ob mit Recht — als Schar am Pflug, mit dem der Neolithiker seinen Acker bestellte, um auf ihm Hirse, Weizen und Gerste zu ziehen. Roggen und Hafer treten erst später in der Metallzeit auf.

Durchbohrte Geräte: Hierher gehören die mannigfachen Formen von Steingeräten, von schweren, bis auf die Schneide

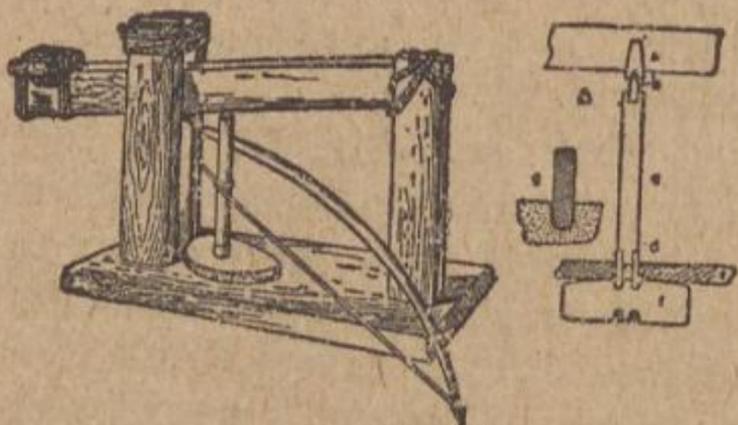


Abb. 7. Steinbohrmaschine.

wenig bearbeiteten Formen zu groben Verrichtungen, wie Holzhacken usw. (Taf. III, 11), bis zu den oft reich verzierten und zierlich gestalteten Streitärten (Taf. III, 12). Ihre Formen wechseln nach Ort und Zeit, da manche von ihnen bis in die Bronzezeit hinein in

Gebrauch waren. Seltener sind rundliche oder scheibenförmige Keulenköpfe (Taf. III, 9).

Diese Stücke wurden natürlich mit einem Stoc geschäftet wie unsere Hämmer. Die undurchbohrten Beile, ausgenommen die oben erwähnten mit Schäftungsrillen, und Hacken setzte man in das dicke Ende eines keulenförmigen Astes ein, entweder direkt oder mit einem Zwischenstück aus Hirschhorn, in welchem die Steinflinge fest verkittet war. Die Hirschhornfassung ermöglichte es, die Klinge je

nach Wunsch senkrecht oder wagerecht zur Schaftichtung zu stellen, d. h. als Beil oder als Hacke zu benutzen.

Die Bohrung der Steingeräte geschah auf zweierlei Weise. Bei beiden nahm man scharfen Sand und Wasser als Bohrmittel. Bei der einfacheren Bohrart benutzte man einen kompakten Rundstab, so daß das ganze Material, welches das Loch füllte, ausgeschliffen werden mußte (Vollbohrung). Die fortgeschrittenere Technik nahm einen Knochen oder einen hohlen Stab, so daß nur ein Teil ausgeschliffen zu werden brauchte und der Kern im Loch stecken blieb, bis die Bohrung so weit gediehen war, daß er herausfiel oder herausgeschlagen werden konnte (Kernbohrung). Eine Bohrmaschine, wie sie Forrer auf Grund von Fundresten glaubt verantworten zu können, zeigt Abb. 7.

Schrank V, Pult: Rohmaterial für Steinärte, Stücke mit Sägeschnitt, angefangene und vollendete Durchbohrungen, sowie Bohrerne. Darunter bildliche Darstellungen der Arten des Steinbohrens. Schaukästen 22—23: Sammlung verschiedener Typen durchbohrter und undurchbohrter Steingeräte, desgl. in Schrank VIII besonders aus der Leipziger Gegend. Die Arten der Artschäftung zeigt Wandtafel 24 an Steinwaffen der Vorzeit und moderner Primitivvölker.

Beginn der Metallzeit.

Über die Rheinebene hin und quer durch ganz Deutschland bis nach Schlesien hinüber zieht sich am Schluß des Neolithikums eine dünne Schicht von Funden einer fremden Kultur: die Glockenbecher. Niedrige, breite, behäbige, henkellose Formen herrschen vor mit sog. Zonenverzierungen (Abb. 8,1). Zonen eingedrückten Flechtwerkes in Verbindung mit Schnureindrücken und Stichlinien umgeben in horizontalen Bändern den Gefäßkörper. Oft werden diese Verzierungen mit einer weißen Masse ausgefüllt. Daneben treten schmucklose Henkelkrüge und auf vier Füßen stehende Näpfe. Ein häufiger Begleiter dieser Keramik ist eine an den vier Ecken durchbohrte, dünne, flachgewölbte Platte aus Schiefergestein, etwa von der halben Größe einer Spielkarte. Sie wird gedeutet als Schutz des Handgelenkes gegen den Rückschlag der Bogensehne. Als berittene Bogenschützen kann man sich die Träger dieser Kultur sehr gut vorstellen. Wahrscheinlich haben sie weite Eroberungszüge bis nach Osteuropa hin gemacht, ohne dauernd sesshaft zu sein. Ihre Heimat ist in Westeuropa zu suchen.

Die eben besprochene Glockenbecherkultur gehört schon der äneolithischen Periode an, d. h. der Steinkupferzeit. Der Vorläufer der später herrschenden Bronze ist fast überall das Kupfer. Aus ihm bestehen in Nordeuropa, das uns hier am meisten interessiert, die ältesten Typen der Metallgeräte. Aber sehr schnell folgt dem Kupfer die Bronze, sodaß man von einer besonderen Kupferzeit selten spricht. Kupfer erscheint z. B. schon in den handkeramischen Gräbern von Jordansmühl in Schlesien in Formen von kleinen, zungenförmigen Anhängern, Spiralen und aus Blechstreifen gerollten Perlen. Dort ist es ein Ergebnis südlicher Einfuhr über Ungarn aus dem Mittelmeergebiet. Ein zweiter Einfuhrweg ebenfalls aus dem Mittelmeergebiet führt über die Rhone nach Norden. Der Ausdruck „Mittelmeergebiet“ ist sehr allgemein. Es ist aber noch nicht möglich, die Entstehung der Bronze geographisch genauer anzugeben. Man kann hierbei an Spanien denken, dessen uralte Kupferminen in sehr frühe Zeit zurückreichen. Auch Zinnerze finden sich dort. Andere wieder suchen den Ursprung der europäischen Metallkultur im Orient, und zwar im sumerisch-akkadischen Kulturkreis der vorsemitischen Bewohner Mesopotamiens; sie teilen der Insel Cypern die Rolle der Handelsvermittlung zu. Uralte Kupferminen finden sich auch in Irland, im englischen Westmoreland und auf dem Mitterberge im Salzkammergut. Dort liegen in 1500 m Meereshöhe Stollen von 1½ km Länge. Auch Ungarn ist ein altes bronzeerzeugendes Land. Seine Produkte sind häufig daran erkennbar, daß anstatt Zinn Antimon verwendet wurde. Wo das erste Zinn zur Herstellung von Bronze gewonnen wurde, ist unsicher. Der Orient benutzte vielleicht die Minen in Korassan. In Spanien und England stehen, wie wir gesehen haben, ebenfalls Zinnerze an. Da es nun nicht geklärt ist, ob die mesopotamischen oder etwa die spanischen Bronzen älter sind, kann die Priorität der Bronzeentdeckung bisher nicht ermittelt werden. Möglicherweise ist auch an mehrere, von einander unabhängige „Erfindungsorte“ zu denken. Woher hätte sonst auch Peru seine Bronzen genommen, wenn anders man nicht an einen vorgeschichtlichen Zusammenhang der alten und neuen Welt über den Ozean hin denken will, ein Problem, dessen Verfechter sich allerdings ständig mehren. Um 2000 v. Chr. begann ein reger Bronzehandel in Europa, der bald das ganze Land überzog, und dessen Produkte schon früh das dann fast für die ganze Vorgeschichte feststehende Mischungsverhältnis von 90 % Kupfer und 10 % Zinn aufweisen.

Bronzetechnik.

Dazu Glasstulp 28.

Die Vorgeschichte benutzte zur Herstellung von Bronzegeräten im Gußverfahren zwei Methoden: den Guß in fester Form und den Guß in verlorener Form. **Guß in fester Form:** Bei Gegenständen, deren eine Fläche eben ist, z. B. Messerklingen, benötigte man nur einer einteiligen Form. Um sie für den Guß zu schließen, genügte ein darauf befestigter flacher Stein. Der Guß weniger einfacher Geräte erforderte eine zweiteilige Form, die während des Gusses häufig durch eingesteckte Stifte in der richtigen Lage zueinander erhalten wurde. Versuche, in vorgeschichtlichen Gußformen Bronze zu gießen, haben bisher schlechte Ergebnisse gehabt. Oft sind die Formen nicht hinreichend voll gelaufen. Woran das liegt, ist noch nicht aufgeklärt; wahrscheinlich haben die alten Gießmeister irgend ein Hilfsmittel gehabt, das uns unbekannt ist. Die festen Gußformen unserer Vorgeschichte sind entweder aus Ton oder weichem Gestein, z. B. Sandstein, seltener auch aus Bronze gefertigt.

Guß in verlorener Form: Um bei größeren Geräten an Metall und Gewicht zu sparen, fertigte man zunächst einen tönernen Kern in roher Form des zu gießenden Gegenstandes an. Diesen Kern überzog man mit Wachs, in das man alle Einzelheiten des gewünschten Stückes hineinmodellirte. Hierauf umgab man diese Wachsschicht abermals mit Ton. Durch bronzene Stifte, die sowohl in dem Tonkern wie in dem Tonüberzug befestigt wurden, machte man beide Teile gegeneinander unverschiebbar. In mäßigem Brand wurde alsdann das Wachs zum Ausfließen gebracht, nachdem man in den äußeren Tonmantel zwei Löcher gestochen hatte, deren eines zum Einguß des Metalles diente, während durch das andere die in der Form befindliche Luft entweichen konnte. In den nun zwischen Tonkern und Tonmantel bleibenden Hohlraum wurde das flüssige Erz eingegossen, nach dem Erkalten der Mantel zer schlagen. Weil bei solcher Handhabung die Form nach jedem Guß unbrauchbar wird, nennt man das Verfahren den „Guß in verlorener Form“. Um das Erz im Ofen zum Schmelzen zu bringen, benutzte man zur Erzeugung der notwendigen Hitze einen Blasebalg. Wie dieser beschaffen war, weiß man noch nicht. Erhalten haben sich anscheinend nur die Düsen, durch welche die Luft in das Feuerloch einströmte. Es waren konische, an der Spitze gekrümmte Tonröhren. Ihr stärkeres Ende ist meist quergerieselt, um das Leder des Blase-

balges sicherer daran befestigen zu können. Das Vorkommen von Gießergeräten unter den Bodenfunden unserer Heimat bezeugt, daß die prähistorischen Bronzen wenigstens z. T. auch hier hergestellt worden sind. Darauf weisen auch die mehrfach ausgegrabenen Klumpen von Rohbronze hin.

In Glasstulp Nr. 28 an der Fensterseite ist eine Sammlung von Gießergeräten, z. T. in Originalen ausgestellt, und der Guß, besonders der in verlorener Form, durch eine Reihe von Modellen erläutert.

Bronzezeit.

Dazu Schrank X—XI, XII, XIII, XIV. Schaukästen 29, 31, 34. Glasstulpe 30, 32—33, 40. Nrn. 27, 35, 36, 51.

Der schwedische Forscher Oskar Montelius teilt die Bronzezeit in sechs Perioden von 1900—500 v. Chr. ein. Für unsere heimatlichen

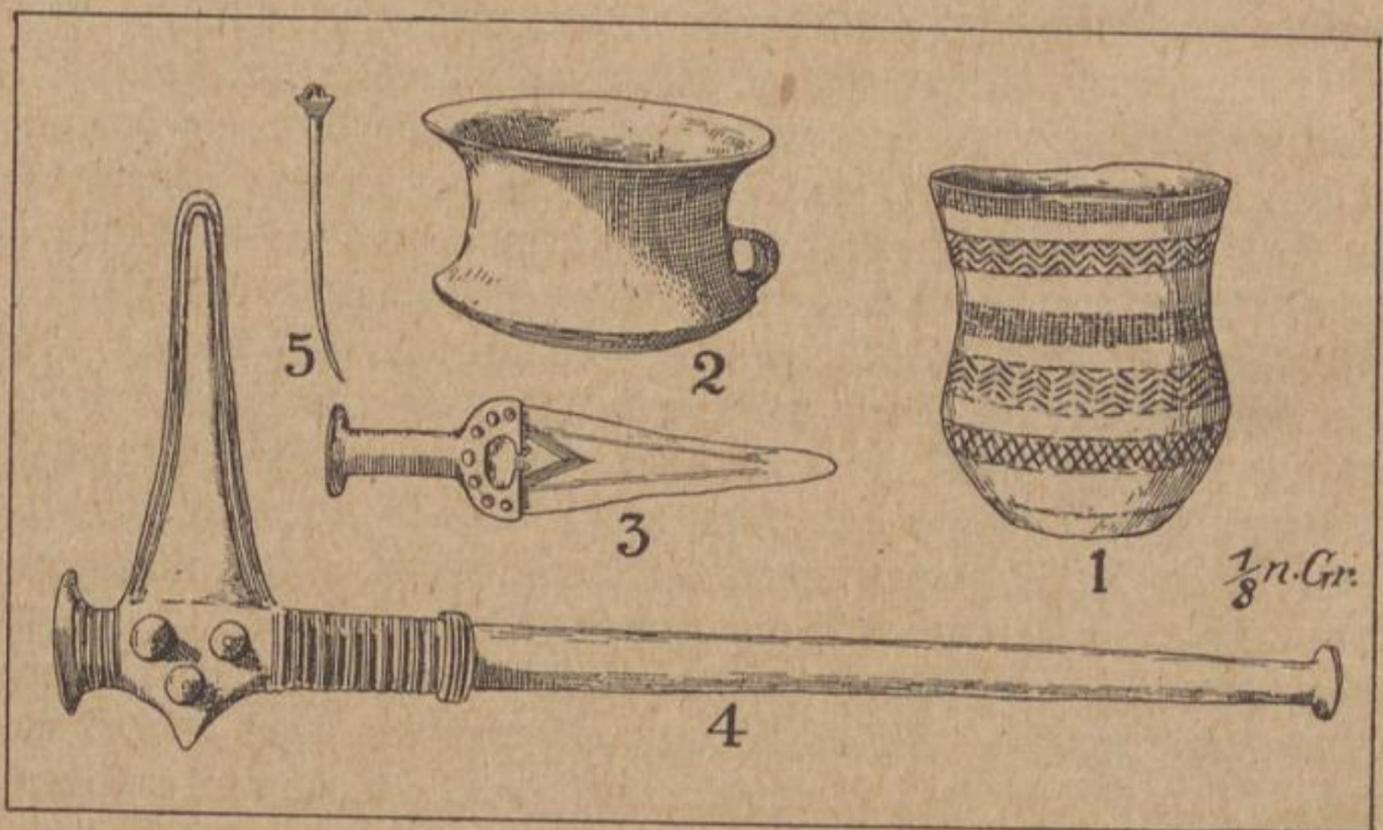


Abb. 8. Glockenbecher (1). Gefäß (2) und Bronzegeräte (3—5) der frühen Bronzezeit.

Verhältnisse gliedern wir die Bronzezeit in eine ältere von 1800 bis 1600 v. Chr., eine mittlere von 1600—1200 v. Chr. und eine jüngere von 1200—800 v. Chr. ein. Die älteste Bronzezeit wird bei uns durch den sog. Aunjetitzer oder Mönicher Gräbertypus charakterisiert (A. liegt in Böhmen, M. in Mähren). Die Bestattungsform ist das Hockergrab. Unter den gleichzeitigen Bronzen finden sich sog. Säbelsnadeln mit Kopfsöse (Abb. 8, 5), deren Schaft säbelförmig gekrümmt ist, dreieckige Dolche (Abb. 8, 3), Dolchstäbe (Abb. 8, 4)

und Standärte (Abb. 10,2). Der Keramik eigentümlich sind weitmundige Tassen mit hohem, nach innen geschweiften Halsteil (Abb. 8,2), flachgewölbtem Bodenstück und scharfem Bauchknick, an dem der kleine Henkel sitzt. Ihre Verbreitung geht von Österreich über Mähren und Böhmen nach Schlesien und über Sachsen und Thüringen bis nach Halberstadt und Magdeburg hin. Dieser Zeit gehören auffällig viele sog. Depotsfunde an, über die weiter unten noch zu sprechen sein wird.

So unvermittelt diese Kultur auftritt, ebenso plötzlich und fast spurlos verschwindet sie wieder. Anscheinend haben sich aus dem Landgebiet, das die norddeutsche Steinzeitkultur und die Stämme der Lunjetiker besiedelt hatten, in der frühen Bronzezeit größere Volksmengen losgelöst und sind nach Süden und Südwesten gezogen, wo wir ihren Spuren im Mittelmeergebiet und in Asien begegnen. Während der Bronzezeit finden wir in Norddeutschland Stämme, die wir jetzt sicher als Germanen bezeichnen können. Ihre Südgrenze reicht ungefähr bis zu der Linie: Odermündung—Berlin—Saalemündung—mittlere Leine—Lippe. Von Frankreich bis nach Mitteldeutschland hin saßen Kelten. Im Osten der Kelten breitete sich eine andere Kultur aus, die von Westungarn über Österreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, Posen und Sachsen zieht und die angrenzenden Teile Brandenburgs und Thüringens besetzt. So genau wir auch die Eigenart dieser Siedler kennen, und obwohl ihre Hinterlassenschaft in den Museen ganze Säle füllt, ist es doch noch nicht endgültig entschieden, welchem Volk sie angehören. Thraker, Illyrer, Germanen und Slaven wurden in ihnen vermutet, und die Ansichten der Forscher sind bis heute noch geteilt, wenn auch die Mehrzahl in ihnen Illyrer zu erkennen glaubt. Häufig begegnet man in der Literatur der Bezeichnung Lausitzer Kultur, so genannt nach der Gegend, in der sie von Rudolf Virchow einst zuerst erkannt wurde. Man spricht auch von dem Volk der großen Urnenfelder. Während nämlich in dem übrigen Deutschland der Bronzezeit das Hügelgrab vorherrscht, in ihrem älteren Abschnitt mit Skelettbestattung, im jüngeren mit verbrannten Leichen, ist es in der Lausitzer Kultur Brauch, Brandgräber meist ohne heute sichtbaren Hügel zu ausgedehnten Urnenfeldern zu vereinigen.

Rund $3\frac{1}{2}$ Jahrtausende vor unserer Zeit muß eine gewaltige religiöse Bewegung durch Europa gegangen sein, ein Umschwung der Anschauungen, der sich aus dem veränderten Totenkult ablesen läßt. In der Steinzeit und der alten Bronzezeit sehen wir den

Toten unverbrannt bestattet. Große Steinbauten, gleich den ägyptischen Pyramiden, sollen seine Ruhe beschirmen und seinen Körper erhalten helfen. Im Glauben der Mitwelt lebte der Tote weiter, und seine Seele war gleichsam an den Körper gebunden. Jetzt ändert sich die Auffassung. Leib und Seele werden anscheinend als nach dem Tode nicht mehr so eng verbunden betrachtet. Es besteht der Wunsch, den Leib zu vernichten und die Seele frei zu machen. Deshalb äschert man den Körper ein und birgt nur sein Geheiß in einem Gefäß, einer Urne. Aber noch ist der Glaube an eine Verbindung der freiwerdenden Seele mit den Resten des Körpers nicht erloschen. Im Boden oder der unteren Wand bronzezeitlicher Urnen findet sich häufig ein pfenniggroßes, sorgsam hergestelltes Loch, das „Seelenloch“ genannt, weil man annehmen muß, daß diese Öffnung einen Verkehr der Seele des Toten mit seinen Leibesresten möglich machen sollte. Der Leichenbrand ist auch nicht immer regellos in das Gefäß gelegt, sondern zu unterst die Beinnochen, darüber die Körperreste und zu oberst die Stücke des Schädels, sodaß der Tote gleichsam in seiner Urne saß. Gleich der Leiche verbrannte man auch die Beigaben aus dem fortgeschrittenen Gedanken heraus, daß dem Toten im Jenseits nicht das Gerät als solches dienen könnte, sondern gewissermaßen die Seele des mitverbrannten Beils oder dergl. Um die Urne herum findet sich in diesen Gräbern in der Regel eine Anzahl Beigefäße, die heute leer sind, oftmals auf der Mündung stehen oder auf der Seite liegen, sodaß sicher nicht alle Gefäße einst aufrecht in das Grab gestellt worden sind. Diese Tonware diente wohl zu irgend einem heiligen Gebrauch am Grabe, zu Weihespenden oder zum Totenmahl und sollte fernerer alltäglicher Verwendung durch die Niederlegung rings um die Urne entzogen werden.

Die Zeit der großen Urnenfelder ist eine Periode dichter Besiedlung des Landes und sicher volkreicher Dorfstätten, die lange Zeit hindurch bewohnt waren und ihre Toten immer nach demselben Friedhof brachten. Wir haben solche Bestattungsplätze mit über 1000 Gräbern nebeneinander, deren Inhalt die fortschreitend entwickelten Formen mehrerer aufeinanderfolgender Perioden erkennen läßt und zeigt, daß hier jahrhundertlang ohne Pause begraben worden ist. Unter der Keramik sind neben großen, doppelkonischen Urnen, breiten Schüsseln, Töpfen und Tassen mit oder ohne Henkel wechselnder Form und Größe besonders die *Buckelgefäße* (Taf. IV, 1,6) hervorzuheben, deren Bauch mit

vier oder mehr an Frauenbrüste erinnernden, flachkegelförmigen Buckeln besetzt ist. Die Farbe der Töpferware ist meist lederbraun mit gutgeglätteter Oberfläche. Die älteren Gräberfelder enthalten mehr eckige, scharfprofilierte Gefäße (Taf. IV, 1—3, 5—7), die

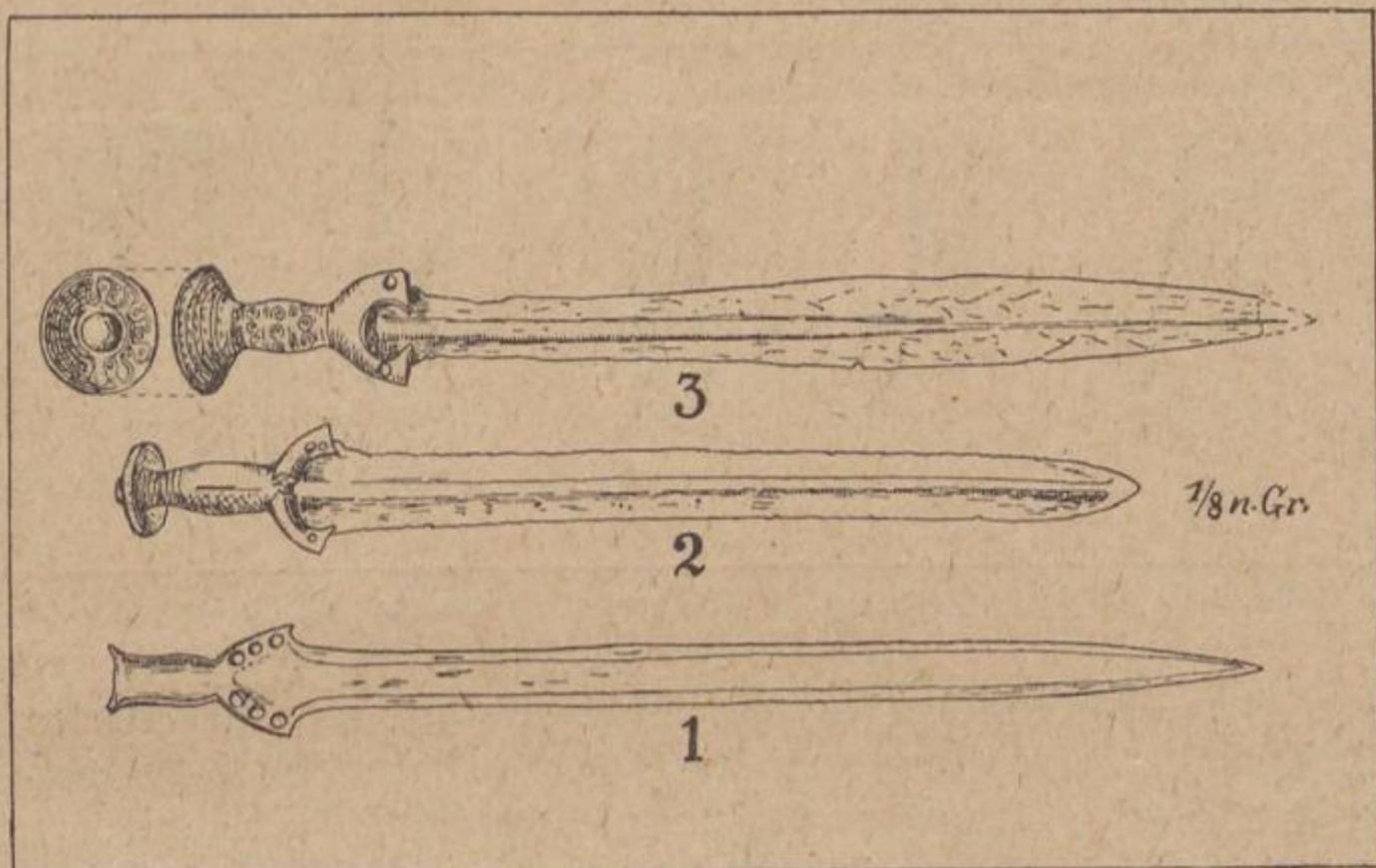


Abb. 9. Bronzezeitliche Schwerter, 1 mit Griffzunge, 2—3 mit Vollariff.

jüngeren weiche, gerundete Formen (Taf. IV, 4, 9—13) und allerlei Kleingerät, wie tönerner Klappen in Vogel-, Kissen- oder Schildkrötenform, Räucherschalen und winziges Geschirr, wie es unsere Kinder zum Spielen benutzen (Taf. IV, 8). Die metallischen Beigaben der Gräber sind gering, sodaß wir über die Form ihrer Bronzen wenig wüßten, wenn wir nicht die Depotsfunde hätten.

Unter *Depotsfunde* versteht man in dem vorliegenden Sinn eine Anzahl meist größerer prähistorischer Geräte, die in der Erde, unter großen Steinen, im Moor oder sonstwo verborgen wurden, sei es für immer oder in der Absicht, sie später wieder zu heben. Dauernd entäußerte man sich der Weihgaben an Götter, vorübergehend versteckte man seine Habe in gefährlichen Zeiten. Manche solcher Funde mit Hunderten noch ungebrauchter Stücke derselben Gattung machen den Eindruck, als ob sie einem Händler gehört hätten. Andere wieder, die ganz oder zum größten Teil aus Altmetall d. h. zerbrochenen und abgenutzten Geräten bestehen,

können der Vorrat eines Gießers gewesen sein. Aus diesen Depotfunden in Verbindung mit Grab- und Einzelfunden gewinnen wir den Eindruck, daß die Bronzezeit eine Periode hoher Kultur gewesen ist. Die oft mit bewundernswerter Technik und feinem Stilgefühl hergestellten und verzierten Metallarbeiten besonders des ger-

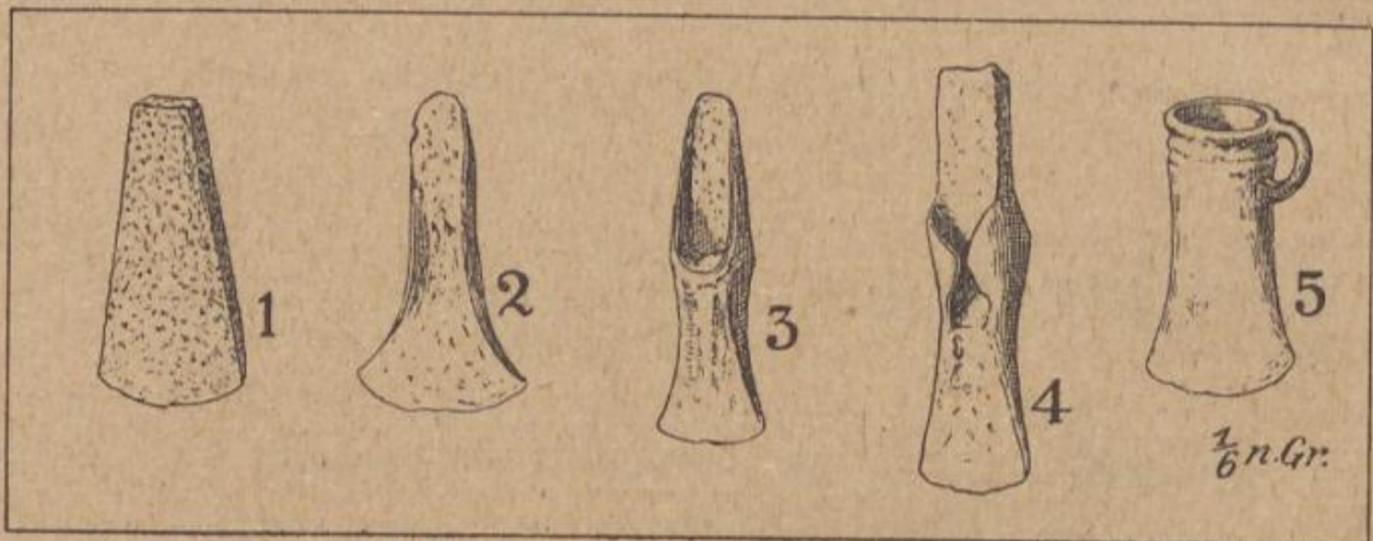


Abb. 10. Flachart (1), Randart (2), Absatzart (3), Lappenart (4), Hohlart (5).

manischen Nordens zeugen von Wohlhabenheit und geläutertem Geschmack. Der Formenreichtum der in den Gräbern vollreicher Dörfer Lausitzer Kultur niedergelegten Speisegeschirre deutet auf behaglichen Lebensgenuß in meist friedlichen Zeiten. Waffenfunde sind ja auch selten; die Mehrzahl der bronzenen Schwerter macht mehr den Eindruck von Prunk- und Paradestücken (Abb. 9).

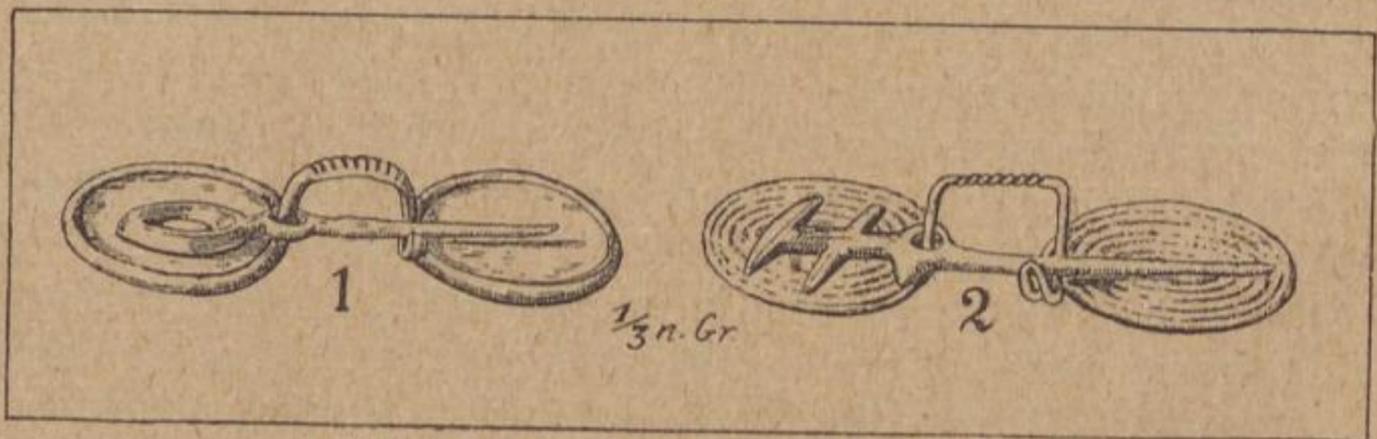


Abb. 11. Bronzene Gewandschließen (Fibeln).

Man liebte den goldigen Schimmer dieses Metalls, und zu Schwert und Speer trug der Mann noch Ringschmuck an Hals und Arm gleich den Frauen, deren vornehmsten, dem Manne gleich, ein kleiner Dolch am Gürtel hing. Abb. 10 zeigt die Entwicklung der Bronzeart. Nr. 2—4 steckte man in das gespaltene kurze Ende

eines knieförmigen Astes, Nr. 5 wurde aufgesteckt und festgebunden. Nadeln mit verzierten Köpfen hielten die Kleidung, und schon in der frühen Bronzezeit taucht die Urform der heutigen Sicherheitsnadel auf, die *Fibel*, deren anfangs schmuckloser Drahtbügel sich in der Folge zu umfangreichen Zierstücken auswächst und oft zu einem spannenbreiten Brustschmuck wird (Abb. 11). Die nordische Sitte, den Toten in gewaltigen Eichenfärgen unter schützendem Hügel zu bestatten, hat uns vereinzelt sogar die Kleider bewahrt. Eine runde Wollmütze, einen ärmellosen Kittel mit Leibgurt und einen schützenden Umhang trug der Mann; die Frau einen langen Rock, den ein zierlicher Gürtel über den Hüften zusammenhielt, und eine kurzärmelige Jacke, die, über den Kopf angezogen, wie eine moderne Bluse unter dem Rock getragen wurde.

Die Landwirtschaft war vielseitiger geworden als in der Steinzeit. Zu den schon längst bekannten Weizen, Gerste und Hirse war die Kultur von Roggen und Hafer gekommen. Das Mehl aus diesen Feldfrüchten bereitete man, indem die Körner auf einer muldenartigen Steinunterlage mit einem zweiten kleineren Stein, den man darauf hin und her zog, zerschrotet wurden. Natürlich kam dadurch viel Steingrus in das Mehl. Dieser und die harten Spelzen, die man wohl auch nicht so sauber zu entfernen wußte wie heute, bewirkten, daß die Zähne gleichzeitiger Skelette oft schon in jungen Jahren stark abgekaut sind. Man züchtete Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen und brauchte das Pferd als Haustier, neben dem seit alters an den Menschen gewöhnten Hund.

Göttlich verehrte man die Sonne als alles erhaltende Segenspenderin, und unter manchem Zeichen, wie dem Kreis, dem Speichenrad, dem Hakenkreuz, finden wir ihren Dienst angedeutet. Von Pferden gezogene goldbelegte Bronzescheiben symbolisierten das am Himmel hinziehende Tagesgestirn, und aus Bechern von glänzendem Golde spendete man ihm Opfer. Die gewaltigen Königsgeschlechter bronzezeitlicher Felsenburgen zu Tiryns und Mykene in Griechenland haben auch in Deutschland ihr Gegenstück gehabt. Wie uns in Hellas die Sage Namen und Stamm Mächtiger aus heroischer Zeit herübergerettet hat, so hatte sich bei uns im Volk die dunkle Kunde erhalten, daß in dem hohen Erdhügel bei Seddin in der Uckermark die Leiche des Königs Heinrich in goldenem Sarge läge. Längst nachdem diese Sage bekannt geworden und gedruckt vorlag, öffnete man den Hügel und fand die Asche des Toten in

einem kostbaren italischen Bronzegefäß, dem goldenen Sarg der fast 3000 jährigen Überlieferung.

Schrank X—XI enthält die charakteristischen Gefäße der älteren, mittleren und jüngeren Bronzezeit unserer Gegend periodenweise zusammengestellt. In dem Pultfach von Schrank X liegen die gleichzeitigen Haupttypen der Geräte, Waffen und Schmucksachen aus Kupfer und Bronze in der Periodenfolge der darüber stehenden Keramik. Unten im Schrank X und an seiner äußeren Fensterseite Nachbildungen skandinavischer Felsenzeichnungen mit besonderer Erklärung. Daneben unter dem Fenster (Nr. 27) Gipsabguß eines Holzrades aus einem bronzezeitlichen Pfahlbau Italiens. In Pultfach von Schrank XI Entwicklungsreihen der Bronzeschwerter und der Gewandschließen (Fibeln). Außen an der Saalseite von Schrank X—XI 2 bronzene Trompeten (sog. Luren) der nordischen Bronzezeit mit näherer Erklärung. Über die darunter hängenden Plakate siehe Seite 40. In Schaukästen 29 eine geographisch geordnete Zusammenstellung deutscher Bronzegeräte mit ungarischen, französischen, südeuropäischen und solchen der Mittelmeerländer und des Kaukasus. Schrank XII zeigt die Entwicklung des bronzenen Helms an Originalen altitalischen, griechischen und römischen Ursprungs. Im Pult von Schrank XII und darunter: Depotsfunde von Bronzegeräten aus der Umgegend. Schaukasten 31 zeigt die Entwicklung der bronzenen Art. In Glasstulp 32 sind Brandgräber des Urnenfeldes Dreiskau so aufgestellt, wie sie in der Erde lagen; ebenso ein Brandgrab von Zehmen in Glasstulp 30. Weitere Gräber, darunter Hügelgräber aus der Harth, in Glasstulp 33. Schränke XIII und XIV enthalten eine Anzahl von Gefäßen verschiedener Gräberfelder der jüngeren Bronzezeit Sachsens. Schaukasten 34 bronzezeitliche Ansiedlungsfunde aus Gaschwitz und Dörsch. Nr. 35: Mahlsteine zur Mehلبereitung. Nr. 36: Ein großes Vorratsgefäß. Dergleichen Nr 52, in der Ecke links vom Saaleingang. Gefäße, Schmuck und andere Gegenstände dieser Periode aus Gold liegen in der Spezialausstellung vorgegeschichtlicher Edelmetallarbeiten unter Glasstulp 40.

Die älteste Eisenzeit (Hallstattzeit).

Dazu Schrank XV—XVI. Tafel V.

Die erste Eisenzeit Mittel- und Nordeuropas wird auch als Hallstattzeit bezeichnet nach dem berühmten Fundort Hallstatt im österreichischen Salzkammergut. Die dort befindlichen Salzlager wurden bereits vor 3000 Jahren systematisch ausgebeutet, und zahlreich und weit verzweigt sind die heute noch erhaltenen Stollen dieser Betriebe, in denen sich mancherlei Bergwerksgerät der Vorzeit gefunden hat. Der Salzhandel machte die Ansiedlung wohlhabend, und der rege Handelsverkehr ließ alles Neue schnell bekannt werden. Der Niederschlag dieser Verhältnisse ist für uns in dem Friedhof der

alten Salzherren erhalten. Rund 1000 Gräber wurden hier aufgedeckt mit einer Fülle von Bronzeschmuck. Breite, reich verzierte Gürtel aus getriebenem Blech, Gehänge, Nadeln und Gewandschließen fanden sich in den Frauengräbern; Bronzehelme, bronzebedeckte Ledergürtel, mit Bernstein oder Goldblech verzierte Waffenscheiden in den Männerbestattungen. Noch finden sich unter den Waffen besonders der alten Periode häufig Schwerter und Beile aus Bronze (Tafel V, 4), aber immer mehr wird Eisen das Material für Waffe (Taf. V, 5) und Werkzeug. Die Bronze bleibt Schmuckmetall. Die Typen der Geräte entwickeln sich zu neuen Formen, die meist aus den älteren herzuleiten sind. Oft ändert sich nur das Material, d. h. was früher aus Bronze hergestellt wurde, wird jetzt aus Eisen geformt, ohne daß die Gestalt sich mehr ändert, als das neue Material erfordert. Merkwürdig sind die Begräbnissitten der Salzstadt. Schon auf dem ältesten Teile des Friedhofes finden wir die Skelettbestattung, die allmählich immer mehr üblich wird, ohne die Leichenverbrennung ganz zu verdrängen. Manche Gräber enthalten sogar Tote, bei denen beide Riten zugleich in Anwendung kamen, d. h. ein Teil der Leiche wurde bestattet, der Rest verbrannt. Die Herkunft der Hallstattleute steht nicht fest, die Körperreste ähneln dem nordischen Typus. Sehr gepflegt wurde die Gefäßbildnerei. Eimer und Becken mit eingestochenen Verzierungen und plastischem Schmuck — beliebt waren Tierfiguren — schuf man aus Bronze, schön geformte Vasen, Schüsseln und Schalen aus Ton. Die Fläche der Tongefäße bedeckte man mit bunten Mustern, verzierte sie in Kerbschnittmanier oder ahmte durch glänzenden Graphitbezug die teureren Metallgefäße nach. Sogar plastische Näpfschen und Vogelfiguren setzte man auf den Rand oder die Rundung mancher Gefäße. Auch Versuche, Szenen des menschlichen Lebens darzustellen, fehlen nicht.

Diese frühe Eisenzeit dehnt sich mit mancherlei lokalen Abweichungen von Ostfrankreich bis in die ungarischen Grenzgebiete aus. Die süd- und westdeutsche Hallstattzeit zeichnet sich durch besonders prächtige und farbenreiche Gefäße aus. Von besonderem Interesse sind die getriebenen Bronzegefäße der oberitalischen Provinz der ersten Eisenzeit, die nach Norden hin bis nach Niederösterreich wanderten. Ihre figurenreichen Reliefs geben wichtige Aufschlüsse über das gleichzeitige Leben und Treiben bei Kampf, Spiel und Belagerung (Taf. V, 6—7). Die Bevölkerung der großen Urnenfelder Schlesiens, Posen und der umliegenden Lande nahm das neue

Kulturgut willig auf und entwickelte ohne sichtbare Bevölkerungsverschiebung eine Keramik, die sich durch feine, sorgfältig ausgeführte Dekoration hervorhebt. Ihre Elemente, Striche, Kreise und Punkte in mannigfaltiger Zusammensetzung bilden eine Reihe von Untergruppen, die auch durch besondere Gefäßformen gekennzeichnet sind. Im allgemeinen herrschen weiche, geschwungene Profile vor. Beliebte ist auch der Graphitüberzug der Gefäßwand. Frisch aus dem Boden gehobene Gefäße dieser Art glänzen, mit einer weichen Bürste gestrichen, tiefblauschwarz. Im mittleren Schlesien besonders finden sich auch buntbemalte Gefäße aus hellgelbem Ton. Nach Sachsen hinein hat diese Keramik nur Ausläufer entsandt, sodaß die Hallstattzeit, da auch Eisensfunde in den Gräbern fehlen, besonders in nordsächsischem Gebiet wenig deutlich in Erscheinung tritt (Taf. V, 3). Die zeitlich entsprechenden jüngsten Gräberfelder zeigen hier als Eigenart eine Entartung der Töpferkunst, welche die Sorgfalt und das Stilgefühl der mittleren Bronzezeit verloren hat.

Schränke XV—XVI: An der Decke bronzene reichverzierte Hängegefäße nordischen Ursprungs. — Oberstes Fach: Grabgefäße der schlesischen älteren Eisenzeit. Bronzener zweirädriger Wagen (Kultusgerät) mit Hirsch- und Vogelfiguren aus dem Spreewald Tafel V, 2. Hausurnen. — 2. Fach: Hausurnen und Gesichturnen, vgl. dazu Seite 44. — 3. Fach: Verzierte Gürtelbleche aus Hallstatt. Nachbildung eines bronzenen Gefäßes (Situla) aus Ruffarn (Tafel V, 6—7). Zeichnungen anderer Situlen siehe an dem gegenüberstehenden Schrank X—XI. Italische eiserne Hallstattschwerter (Tafel V, 5). Hallstattfund aus dem Nuensee bei Wahren: Eiserner Halsring zusammen mit einem Eisenbarren (Tafel V, 3). In solchen Barren wurde damals das Roheisen verhandelt. Vier kleine bronzene Hängegefäße und ein durchbrochener Bronzezierat aus hallstattzeitlichen Gräbern des Balkans. Über die Eisengeräte der La Tène-Zeit siehe Seite 43. — Unterstes Fach: Über die Schmuckbronzen der La Tène-Zeit und die Skelettfunde von Dürrenberg siehe Seite 43 f. Nachbildung einer griechischen Tonschale des 5. Jahrhunderts v. Chr., gefunden in einem Hallstattgrab von Kleinaspergle bei Ludwigsburg als Beweis feltischen Importhandels. Hallstattgefäße aus Hallstatt selbst, Süddeutschland, Schlesien und Ungarn.

Goldschmiedearbeiten

Dazu Glasstulp 40.

Dieser Stulp enthält eine Auswahl besonders hervorragender Goldschmiedearbeiten Europas von der ältesten Bronzezeit an bis zum Beginn der Geschichte. Nähere Erläuterungen gibt die daneben

stehende Schrifttafel. Auf die einzelnen Funde ist in diesem Führer jedesmal bei der Behandlung der entsprechenden Kulturperiode hingewiesen. Die ausgestellten Gegenstände sind sämtlich Nachbildungen in unechtem Material.

Burgwälle.

Dazu Glasstulp 40.

Die im allgemeinen friedliche Zeit, die wir für große Gebiete der Lausitzer Kultur während der Bronzezeit annehmen können, scheint um 1000 v. Chr. ihr Ende gefunden zu haben. Auf Bergen oder im Sumpf, d. h. auf Gelände, das eine feindliche Annäherung erschwerte, errichtete man die sogenannten Burgwälle. Heute erscheinen sie als runde oder rundliche Erdwälle meist geringer Höhe, häufig unter der Bezeichnung „Schweden-“ oder „Hunnenschanze“. In vielen ließen sich Spuren einstigen Pfostenwerks nachweisen, das in Verbindung mit Lehmewurf, Erdschüttung und vorgelegtem Graben eine wirksame Schutzwehr gegen die primitive Belagerungskunst der Vorzeit abgeben konnte. In solchen Burgwall flüchteten beim Nahen eines Feindes die umliegenden Dorfbewohner. Für eine längere Verteidigung sind aber die wenigsten geeignet, weil ihnen das Wasser fehlt. Der Goldfund von Bettersfelde, die prunkvolle Ausrüstung eines Barbarenfürsten südrussischer Arbeit (s. die Nachbildung im Glasstulp Nr. 40) und ähnliche andere Funde aus der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends lassen verheerende Einfälle osteuropäischer Reitervölker nach Art der späteren Hunnen und Avarn vermuten.

Die vorgeschichtliche Eisengewinnung.

Dazu Nr. 37.

Um 1000 v. Chr. wird in Mitteleuropa das erste Eisen bekannt. Seit ca. 1200 v. Chr. finden wir es in Italien, und bereits ca. 1500 v. Chr. wird es in Ägypten verarbeitet. Wo es zuerst hergestellt wurde, ist noch nicht sicher ermittelt. Vielleicht kommt dafür das nördliche Kleinasien in Betracht. Das Eisen ist aus seinen Erzen schwerer zu gewinnen als Kupfer und Zinn, und die ersten Eisengeräte waren den Bronzewerkzeugen kaum überlegen, bevor man das neue Metall nicht zu härten verstand. Deshalb war das Eisen besonders im Süden schon lange bekannt, ehe seine praktische Verwendung Wert bekam. Der Eisenhandel von Süden nach Norden gewann

nicht entfernt die Bedeutung, die der Bronzehandel gehabt hatte, denn bald suchte man sich von dem Import des Rohmaterials unabhängig zu machen, indem man in Mitteleuropa noch in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends heimische Schmelzstätten errichtete. Der Ausdruck greift insofern fehl, als nicht ein wirkliches Schmelzen, sondern nur ein Zusammenschweißen des Eisens erreicht wurde; doch wollen wir den landläufig gewordenen Ausdruck beibehalten. In den meisten Fällen ist von diesen Anlagen wenig oder nichts mehr erhalten; nur Stücke von Eisenschlacken, die sich in Verbindung mit vorgeschichtlichen Altentümern finden, geben davon Zeugnis. Wo sich aber durch günstige Umstände solche Hüttenanlagen unserer Vorzeit erhalten haben, gewinnen wir durch sie mitunter überraschende Aufschlüsse. In Larydorf bei Steinau an der Oder wurden z. B. auf einem Gelände von 68 qm 32 Eisenschmelzöfen festgestellt. Versuchsgrabungen und gelegentliche Erdarbeiten der Bauern stießen in noch weiterem Umkreis überall auf die gleichen Schmelzanlagen, sodaß dieses vorgeschichtliche Industriegebiet, wie man es mit Recht nennen kann, bei einer Gesamtausdehnung von 250 m im Geviert auf 30 000 Öfen geschätzt wird.

Verhüttet wurde sogen. Rafeneisenerz oder Ortstein, der in der Umgegend häufig ist. Scherbenfunde bestimmen das Alter der Anlage auf rund 2500 Jahre. Die große Menge der Öfen erklärt sich damit, daß jeder nur einmal benutzt werden konnte; er zeigt in seinem heutigen Zustand nur noch das zylindrische Untergeschoß der Anlage. In diesem Untergeschoß lag einst die Feuerung. Ein heute nicht mehr vorhandener, wahrscheinlich kegelförmiger Oberbau wurde mit abwechselnden Lagen von Holz und Erz beschickt. Wenn das Eisen sinterte, sammelte es sich in dem unteren Teil des Ofens und konnte durch ein Luftloch entnommen werden. Die Öfen wurden wahrscheinlich in eine natürliche Böschung eingebaut, die bei jeder Neuanlage frisch gestochen wurde. Beim Bauen neuer Öfen wurden dann die alten zugeschüttet und auf diese Weise bis heute erhalten. Das Ergebnis eines solchen Schmelzverfahrens ist sogen. Luppe, d. h. eine durch Schlacke verunreinigte Masse zusammengefritteter Eisentropfen. Es bedarf langen Schmiedens, ehe sie für Geräte brauchbares Material liefert. Auch in Sachsen wurden ähnliche vorgeschichtliche Eisenschmelzstätten, z. B. bei Gohlis a. d. Elbe und in Zwenkau gefunden.

Nr. 27. Eisenschlacken von vorgeschichtlichen Schmelzstätten Sachsens. Daneben ein Plakat mit Text und bildlichen Darstellungen vorgeschichtlicher Eisengewinnung.

Die jüngere vorrömische Eisenzeit (La Tène-Zeit).

Dazu Schrank XV—XVI. Taf. VI.

Um 500 v. Chr. erscheint eine neue Macht in Europa, die wir jetzt sicher mit Namen belegen können, die Kelten. Ihre Kultur war eine Eisenkultur gleich der von Hallstatt. Andere Formen aber führten jetzt der Werkmann wie der Krieger in der Hand. Nüchtern und rein praktischen Zwecken angepaßt sind die Art und das Schwert (Taf. VI, 12,9). Man trug die Waffe nicht zum Schmuck, sondern schwang sie im Kampf. Der bunte Friedensrock wich gleichsam dem schlichten Feldgrau. Im Osten Frankreichs saß seit der Steinzeit ein Volk, dessen ursprüngliche Heimat wohl der Boden einer der mitteldeutschen Neolithkulturen ist. Unter der Einwirkung der frühen italischen Eisenzeit, deren Ausstrahlungen die Rhone aufwärts gingen, entwickelte sich bei ihm eine Kunstfertigkeit im Eisenschmieden, die dem kriegerischen Sinn und dem Ausbreitungsdrang die Waffen zu ausgedehnten Eroberungszügen gab. Um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends sind die Kelten durch das südliche Frankreich bis nach Spanien vorgestoßen, überfluten Westdeutschland, Teile Mitteldeutschlands, Süddeutschland und dringen bis nach Böhmen vor. Im vierten Jahrhundert finden sich ihre Skelettgräber in Schlesien bis dicht südlich vor Breslau. Im Jahre 390 v. Chr. brandschatzen sie Rom, 278 stehen ihre Heere in Griechenland, 276 überschreiten die gallischen Tektosagen und ihre Bundesgenossen den Hellespont und gründen in Asien das Reich der Galater. Weiter noch als ihre Waffen drang ihre Kultur, die im germanischen Norden bis nach Skandinavien hin Wirkungen auslöste.

Den Namen La Tène-Zeit führt die Periode nach dem Ort La Tène am See von Neuenburg in der Schweiz, wo ein befestigter Platz reiche Funde lieferte, die zur genaueren Kenntnis dieser Zeit den Grund legten. Eisern sind das wuchtige Schwert, Lanze, Griff und Buckel des Schildes, Beil, Sense und Schere, Radbeschlag und Pferdezeug. Auf der Drehscheibe fertigt man das Tongeschirr, das im Ofen hart gebrannt wird. Die Schmuckringe waren bronzen, mitunter auch aus Glas oder Lignit (einem fossilen Holz), die Gewandschließen (Taf. VI, 1—3) und Armreifen oft mit Korallen oder roten Glasflüssen eingelegt. Die bronzenen Beschläge von Schwertscheiden, Holzgefäßen usw. lieben die Palmette, allerlei Pflanzengeranke, Menschen und Tierköpfe als Dekor. (Taf. VI, 4). Auf

gallischem Boden setzt die Münzprägung ein. Griechische oder etruskische Kunstgegenstände, z. B. bemalte Tongefäße, gibt man Vornehmen in das Grab mit. Im keltischen Gebiet werden die Leichen allgemein unverbrannt beigelegt, meist in Flachgräbern, seltener, z. B. in Böhmen, unter Erdhügeln. Da die Germanen an der Sitte des Leichenbrandes festhalten, sind die Grenzen beider Völker ziemlich genau zu bestimmen. Die Skelettgräber des Saalegebietes bezeichnen in unserer Gegend den Nordrand des keltischen Gebietes, das hier in der jüngeren Hallstattzeit an Siedlungen der Germanen stößt, von denen im folgenden noch die Rede sein wird.

Schrank XV—XVI: Beide unteren Fächer: Schwerte verschiedener Zeitabschnitte der La Tène-Periode, Arte, Lanzenspitzen, Fibeln aus Eisen (Tafel VI, 1—3). Hals- und Armringe aus Bronze. Skelettfunde aus Dürrenberg mit Beigaben. Nähere Erläuterungen auf den ausliegenden Schrifftafeln.

Die Germanen.

Dazu Schrank XV—XVIII. Taf. VI.

Zeitlich von den Keltengräbern der Saalegegend nur wenig verschieden ist eine Gräbergruppe, die auch der geographischen Lage nach teilweise mit ihnen zusammenfällt: Die Bestattungen mit Hausurnen, d. h. tönernen Nachbildungen von Wohnhäusern (Taf. V, 9). Dem Toten ein Haus zu bauen, ist ein alter germanischer Gedanke, der zu so plastischer Wiedergabe allerdings hauptsächlich hier im Harzgebiet geführt hat. Außerhalb Deutschlands finden sich Hausurnen noch in der Eisenzeit Scandinaviens und der Bronzezeit Mittelitaliens und des östlichen Mittelmeergebietes. Die Zusammenhänge dieser Vorkommen sind noch nicht geklärt. Psychologisch können wir diese Totenhäuser als Nachbildungen von Wohnungen der Lebenden ansehen und daraus schließen, daß man neben viereckigen, hochgiebligen Bauten auch runde Formen mit spitzem Dach kannte. Eine germanische Eigentümlichkeit sind auch die sogen. Gesichtsurnen, Grabgefäße mit plastischen Ohren, Nase und Mund, oft mit bronzenen Ohrringen versehen und eingeritzten Bildern anderer Schmuckstücke auf der Brust (Taf. V, 8). Sie finden sich hauptsächlich in Pommerellen, kommen aber vereinzelt südwärts davon bis nach Schlesien hin vor und gehören zum Kulturbesitz der Ostgermanen, die um 700 v. Chr. von Norden her die Ostsee überschreiten, erobernd nach Süden vordringen, andere westgermanische Stämme und die der Lausitzer Kultur verdrängen

oder unterwerfen. Die Gesichtsburnen, für die wir ungefähr gleichzeitige Parallelen in Italien und ältere in Kleinasien und auf dem Balkan haben, stellen entweder eine Todesgottheit dar oder den Toten selbst. Das Bildnis sollte anscheinend von den Resten des Verschiedenen Unheil abwehren, denn manchmal streckt das Gesicht auf den Urnen die Zunge heraus, eine Gebärde, der die Vorzeit apotropäische, d. h. unheilabwehrende Wirkung zuschrieb.

Die keltische La Tène-Kultur findet auch überall in Germanien Eingang. Ihre Formen werden zwar vielfach abgeändert und weiter entwickelt; gleichwohl hat der materielle Besitz aller Germanenvölker in diesen letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt ein ziemlich einheitliches, sehr charakteristisches Gepräge. Dabei lassen mancherlei Verschiedenheiten in der Keramik und in der Form und Verzierung von Waffe und Gerät sehr wohl zu, die Wohnsitze der einzelnen Völkergruppen zu umgrenzen und ihre Wanderungen zu verfolgen. Aus Eisen sind jetzt die zwei- oder einschneidigen Schwerter, die Spitze von Lanze (Taf. VI, 13) und Pfeil, der Beschlag des Schildes. Sogar Schmucknadeln und besonders Fibeln (Taf. VI, 5—7) sind nicht selten aus diesem Metall. Bronzene Ringe schmücken Hals und Arm, segelförmige Ringe das Ohr; bronzene Ketten und Lederriemen mit Gürtelhaken (Taf. VI, 4) umgürten die Hüften. Der meist eiserne Stachelsporn bewehrt die Ferse des Reiters. Die Tonware ist im allgemeinen recht einfach und wenig verziert. Aus der Mehrzahl der rauhen topf- und eimerartigen Gefäße heben sich wenige scharfer profilierte hervor. Unter den Verzierungsarten tritt am Schluß der Periode der Mäander auf, die sogen. griechische Kante, die dann in der folgenden römischen Eisenzeit eine wesentliche Rolle spielt (Taf. VI, 17). In der Nähe der keltischen Grenze, hier in unserer Gegend, finden sich gutgebrannte, dünnwandige, schwarze, meist mit horizontalen Riefen oder Wülsten verzierte Gefäße (Taf. VI, 15), die bereits auf der Drehscheibe gefertigt sind, eine Technik, die den Kelten bekannt war, und deren Produkte hier nahe der keltischen Grenze wahrscheinlich einen Gegenstand des Handels bildeten. Die Bestattungsform der La-Tènezeitlichen Germanen ist das Brandgrab. Man barg die Urne entweder in einer Steinkiste oder stellte sie frei in die Erde. Mitunter ist über die Urne hin der Kohlenrückstand des Scheiterhaufens geschüttet, manchmal liegt der Leichenbrand vermischt mit Gefäßscherben und Holzkohlenresten frei im Boden. In solchem Fall war er wohl ursprünglich in ein Tuch eingeschlagen, das jetzt nicht mehr erhalten ist.

Schrank XV—XVI oben: Hausurnen und Gesichturnen. Schrank XVII—XVIII: Grabfunde der germanischen La Tène-Zeit Sachsens: Fibeln, Pferdetränse, Schmucknadeln, Gürtelhaken, Bronzefetten, Keramik, darunter Drehscheibengefäße z. B. aus Eröbern (Tafel VI, 15). Nr. 40a: Gipsabguß des sog. sterbenden Galliers.

Römische Eisenzeit.

Dazu Schrank XIX—XX. Taf. VI—VII.

Die Eroberung Galliens durch die Römer und das Vordringen der römischen Weltmacht in das Rhein- und Donaugebiet beendete die La Tène-Kultur in Germanien und machte es von ca. 1—400 n. Chr. in gewissem Sinne zum Hinterland Italiens und der römischen Provinzen an der deutschen Grenze. Die Einwirkung der klassischen Kultur war aber im allgemeinen recht gering. Wohl sind römische Vorbilder nicht ohne Einfluß auf die heimischen Formen von Schmuck und Gerät geblieben (Taf. VI, 5—7). Im allgemeinen aber ist der Kulturzustand der gleiche wie in der La Tène-Zeit.

Stellenweise finden wir jetzt auch Skelettbestattungen. Bei den Germanen der Odermündung ist sie Brauch, desgleichen bei den ostgermanischen Goten. Die Markomannen der ersten Jahrhunderte n. Chr. übten ebenfalls diese Sitte, die auch auf benachbartes Gebiet, z. B. auf Schlesien, übergriff. Vereinzelt kommt sie auch in Sachsen vor, z. B. bei Schladitz-Zwochau.

Was wir aus diesen Jahrhunderten vor und nach Chr. über die Stämme der Germanen, ihre Sitze und Wanderungen, über ihr Leben und Treiben, ihren Handel und ihren Glauben wissen, können wir daher hier kurz zusammenfassend behandeln.

Stämme und Wanderungen.

Die Westgermanen zerfallen nach Plinius und Tacitus in Jngwäonen an dem Ufer der Nordsee, Jstwäonen, d. h. Rheingermanen, und Herminonen, die Suebengruppe. Die Suebenvölker, die mächtigste Nation Mitteldeutschlands, saßen von der La Tène-Zeit bis in die römische Kaiserzeit in einem Gebiet, dessen Westgrenze etwa die Linie Eisenach-Hannover-Schleswig bildet. Im Norden reichen sie bis Ostjütland hinein. Die Ostgrenze zieht im Bogen vom Müritzersee über Stargard und die Neißemündung nach Wittenberg und weiter am westlichen Elbufer nach Böhmen hinein, wo seit Chr.

Geburt die ihnen verwandten Markomannen saßen. Sueben finden wir im 1. Jahrhundert n. Chr. als Suebi Ricretes im Neckar—Mainland. Im letzten vorchristlichen Jahrhundert haben sie sogar den Rhein überschritten und siedeln in der Rheinpfalz. In Westsachsen und dem benachbarten Thüringen sind die alten Sitze der Chatten, die wir später als nördliche Nachbarn der Suebi Ricretes antreffen. Nördlich von den Chatten saßen die Cherusker, und am Rande des Meeres dehnten sich in den Niederungen die Siedelungen der Chauken mit ihren Hütten auf Pfahlrosten und Erdschüttung als Bollwerken gegen die Lücke des Meeres.

Die Ostgermanen, deren Stammgebiet Schweden ist, haben um 700 v. Chr. in dem Lande südlich der Ostsee Fuß gefaßt. Zu ihnen gehören die Vandalen oder Vandilier, die allmählich bis nach Schlesien hin vorrücken. In der mittleren La Tène-Zeit treten, wohl von Bornholm aus (Burgunderholm), die Burgunden an der untern Weichsel auf und dringen bis zum Beginn der römischen Zeit südwärts bis an die Neße vor. In dieser Zeit ergießt sich ein dritter nordischer Einwandererstrom nach Deutschland, dessen östlicher Arm wieder die untere Weichsel trifft. Die westliche Gruppe besiedelt die untere Oder. Beiden gemeinsam ist die Skelettbestattung. Die Volkszugehörigkeit der Odersiedler ist unsicher; wahrscheinlich sind es Teile dänischer Stämme. Die östliche Gruppe wird mit Sicherheit als die späteren Goten angesehen. Der Wandertrieb, der diese ostgermanischen Stämme von Scandinavien über das Meer geführt hatte, bleibt ihnen eigen. Die Burgunden finden wir im 5. Jahrhundert im Wormsgau wieder, wo ihr Reich 436 ein Ende nimmt. König Guntichar, der Günther des Nibelungenliedes, fällt durch die Waffen der mit dem römischen Statthalter Aetius verbündeten Hunnen. Die Vandalen ziehen während des Markomannenkrieges (166—180) nach Ungarn und lassen sich an der Donau in Pannonien nieder; 407 ziehen Vandalen über den Rhein und besetzen Spanien, 429 fahren sie nach Afrika, erobern Mauretanien, stürmen 439 Karthago und gründen ein Reich, von dem aus sie 455 Rom plündern. Im 6. Jahrhundert fällt ihre Macht in Trümmern. Ein Teil der Goten drang etwa gleichzeitig mit den Vandalen zur Zeit des Markomannenkrieges aus der Weichselgegend bis nach der Wallachei vor. Um 250 folgten weitere Scharen nach und setzten sich östlich der Theiß in ehemaligem Provinzialgebiet des römischen Reiches fest.

Kulturbild.

Wie sah es nun in einer germanischen Siedlung aus? Etwa in einem der Suebendörfer des heutigen Sachsens. Wenn wir aus dem Bann des wildreichen Waldes treten, wo noch Wolf, Bär und der wilde Stier hausen, sehen wir inmitten der Ackerflächen die Gehöfte, selten zu Gruppen vereint, häufiger jedes für sich allein stehend. Über den Palisadenzaun ragt hier das spitze Dach runder Bauten, dort der stattliche Giebel eines viereckigen Fachwerkhäuses, dessen Wände mit hellen Erdfarben getönt sind. Auf den Feldern schneidet die Handsichel Garben von Hirse, Gerste, Hafer, Weizen und Roggen. Erbsen und Bohnen werden geerntet, und der Radpflug wirft mit zweischneidiger Schar den Ackerboden um. Ihn führt ein hochgewachsener, blondbärtiger Suebe, dessen langes Haar nach Landesitte am rechten Ohr zu einem Knoten gedreht ist. Den langärmeligen, kurzen Rock hat er wohl abgeworfen und bietet dem kühlenden Wind den nackten Oberkörper, wie er es auch im Kampf zu tun gewöhnt ist. Die Beine stecken in Hosen. Kinder, Schafe, Schweine und Ziegen hüten leibeigene Knechte, die der Herr wohl als Kriegsgefangene heimbrachte. Mancher hinkt. Des Fußes Sehne ward ihm durchstoßen, damit er nicht flüchten konnte. Kommen wir den Häusern näher, so hören wir den groben Hammerschlag kunstfertiger Eisenschmiede. Unter ihrer Hand entstehen die langen ein- oder zweischneidigen Schwerter, die Lanzen und Pfeilspitzen, der Beschlag der Holzschilde, Messer (Taf. VI, 10, 14), Schere (Taf. VI, 16), Pflug-schar und dazu noch manch zierliche Fibel, Nadel oder Gürtelschnalle. Weniger lärmend klingt es aus der Werkstatt des Mannes, der die Waffen mit Einlagen aus Edelmetall schmückt, der die kunstvollen Bronzen und silbernen Fibeln herstellt, silberne und goldene Perlen zu Halsketten reiht, die, mit feinverziertem Silberhaken geschlossen, den Hals der Frauen schmücken sollen. Im Haus tritt uns die Frau im langen, purpurumsäumten, weißen Leinenkleid entgegen. Sie trägt die Spindel in der Hand, denn fleißig muß mit Töchtern und Mägden gesponnen werden, des Hauses Bedarf an Flachsgewebe zu decken. Fleißig muß auch die steinerne Handmühle gedreht werden, das nötige Mehl zu mahlen. An den Wänden des Gemachs hängen die Waffen des Mannes. Neben dem Herd steht allerlei Töpfergeschirr. Besonders fällt uns darunter ein schwarzglänzendes Tongefäß auf, dessen Leib sich auf kleiner Standfläche konisch erhebt, um sich mit scharfem Umbruch zur Mündung zu

verengen, deren schmaler Rand schräg ausladet. Sauber eingestochene, oft mit weißer Masse ausgefüllte Mäanderfanten umziehen seine Kunde (Taf. VI, 17). Diese *Tonsitula* (lat. *situla*-Gefäß), wohl ein Kind frühromischer Bronzegefäße, findet sich von Böhmen über Sachsen bis zur Mark, ist häufig in Schlesien und Posen, kommt noch in Polen vor und reicht westlich bis zur Weser, nördlich bis nach Mecklenburg. Technische Unterschiede ihrer Verzierung scheiden westgermanische Gefäße von den ostgermanischen. An der Wand hängt auch das Trinkhorn des Hausherrn, oft mit reichen Beschlägen an Spitze und Mündung und einer beide verbindenden Tragefette. In reichen Häusern hat wohl auch der fremde Händler Absatz gefunden, der weit von Süden her über Böhmen die Elbe nordwärts zog mit kostbarem Silber- und Bronzegeschirr, das italische Werkstätten für den Export anfertigten (Taf. VII). Oft liest man auf diesen Schüsseln, Kellen und Siebgefäßen noch den Namen des capuaner Fabrikherrn Publius Cippius Polybius. Weinservice waren es, und die Siebe sollten vielleicht die Blätter der Kräuter entfernen, mit denen man den südlichen Feuertrunk noch würziger machte. Seltener gelangte hierher in das Binnenland eine Glashale oder ein figurenreiches Gefäß aus *terra sigillata*, der leuchtend roten Siegelerde, deren Herstellungsort anfangs Italien, später Gallien war. Nur wenige besaßen so köstliches Geschirr aus Edelmetall, wie es der Hildesheimer Silberfund uns bewahrt hat. Zu den klassischen Erzeugnissen des Südens, die sich jetzt in Germanien finden, gehören die Münzen, besonders die Silberdenare der Kaiser. Sie waren aber mehr Schmuckstücke als umlaufende Münze, denn der Handel war noch Tauschverkehr. Bernstein, Sklaven, Pelzwerk und wohl auch das in Rom so beliebte blonde Frauenhaar waren das Geld Germaniens. Einen Tempel, wie die Kirche unserer Dörfer, würden wir in den germanischen Siedlungen vergebens suchen. An geweihten Orten unter freiem Himmel beteten die alten Deutschen zu ihren Hauptgöttern Wotan, Ziu und dem hammer-schwingenden Donar, opferten die Sueben der Mondgöttin, die mit ihrem Schiff durch die Wolken fuhr. Die Opfergaben waren in der Regel Tiere. Dem Wotan zu Ehren mußte aber auch mancher Mensch unter dem Messer des Priesters verbluten. Von germanischen Götterbildern ist wenig bekannt. Ein sehr merkwürdiger Fund von Bossendorf (Sachsen-Weimar), wohl aus der frühen Kaiserzeit, hat uns ein drei Fuß hohes, eichen-geschnitztes Götterbild mit rohem Kopf und erhobenen Armen ge-

liefert, das dort in einem Torfmoor, umgeben von Tongefäßen und einem Bronzekeßel, aufrecht stand. Vielleicht ist das ein Götterbild gewesen. Abseits von der Siedlung lag der gemeinsame Friedhof der Sippe, und im Moor oder Sumpf der Ort, wo man Verbrecher gegen die gewohnte Ordnung gefesselt versenkte.

Schrank XIX enthält Funde aus Brandgräbern der heimischen Germanenstämme der römischen Periode. Unter den Tongefäßen sind die mäanderverzierten mehrfach vertreten, z. B. aus Hänichen (Taf. VI, 17). Außerdem Beigaben aus diesen Gräbern, z. B. Messer (Taf. VI, 10, 14), Schere (Taf. VI, 16) in der Art unserer Schaffscheren, Gewandspangen (Fibeln) verschiedenster Form (Taf. VI, 5—7), Rasiermesser, Schwert und Lanzenspitzen. Aus einem Skelettgrab von Schladiß-Zwochau: Schlüssel, Keßel, vier Kasserollen, ein Stielsieb, Trinkhornbeschlüge und Rasiermesser aus Bronze (Tafel VII). Nachbildung eines Bronzeimers von Hemmoor. Die Gefäße sind römische Importware. Eine Nachbildung der Silberschale von Wichulla und dreier Prachtgefäße des Hildesheimer Silberfundes (in Goldstulp 40) als Beispiele eingeführter Edelmetallarbeiten der klassischen Kultur. Die Büste eines germanischen Bastarnen zeigt den typischen Haarknoten an dem rechten Ohr. Bewaffnung und Tracht der Germanen sehen wir auf Nr. 38 und 39, Reliefabgüssen der Säule, die Kaiser Trajan im dakischen Krieg 113 n. Chr. auf dem Forum in Rom setzen ließ. Näheres auf dem beigegebenen Plakat. Germanischer Krieger um 100 n. Chr. Spätromisches Frauengrab aus Hasleben (S. Weimar) mit kostbaren Beigaben in Glasstulp 40.

Provinzialrömisches.

Dazu Schrank XX. Nr. 43, 44 a—g.

Während Schrank XIX nur Gegenstände enthält, die zur römischen Kaiserzeit im freien Germanien gefunden wurden, sind zum Vergleich damit in dem folgenden Schrank Proben der römischen Provinzialkultur ausgestellt. Schrank XX enthält verschieden geformte und z. T. figürlich verzierte Tongefäße, Proben von Terra sigillata-Ware. Diese leuchtend roten Schalen usw. wurden anfänglich in Italien, später besonders im römischen Gallien angefertigt. Sie sind in Formschüsseln hergestellt und tragen meist reichen Relief-schmuck. Fibeln und andere Kleinbronzen römischer Arbeit. Reste von Schuhwerk, wie es besonders verschüttete Brunnen der Saalburg erhalten haben. Eisenspitzen der römischen Lanze (Pilum), wie sie das Standbild eines römischen Legionärs (Nr. 41) trägt. Modell des Römerbades im Bienwald bei Rheinzabern, interessant durch die Heizanlagen. Ziegelstücke mit Legionsstempeln, Nr. 43: Skelettgrab eines römischen Soldaten und Töpfers mit Ziegelplattendach aus Rheinzabern. Nr. 44 a—g: Gipsabgüsse von Germanen-Darstellungen auf römischen Denkmälern, weitere mit besonderem Etikett in Schrank XX.

Völkerwanderungszeit.

Dazu Schrank XXI. Nr. 42. Glasstulp 40. Tafel VIII.

Die Eroberungen der Goten an der untern Donau bildeten den Grundstock zu ihrem mächtigen Reich, das bald von der Ostsee bis an das Schwarze Meer reichte und für die weitere kulturelle Entwicklung der heimischen Germanenstämme von großer Bedeutung wurde. Hier in Südrußland kamen die Germanen mit dem Gebiet der griechisch-römisch-orientalischen Kunst in Berührung, deren Einwirkung auf die dortigen Scythenstämme einen figurenreichen Metallstil hervorgerufen hatte, von dem wir bereits Zeugen in dem oben erwähnten Bettersfelder Goldfund gesehen haben (Glasstulp 40). Die Goten nahmen das Neue gelehrig auf und bildeten es zu dem um, was dann als Kunstgeschmack der Völkerwanderungszeit



Abb. 12. Fibel der Völkerwanderungszeit. Vergoldetes Silber.
1/1

bis nach dem Norden herrschend wird. Stilisierte Tier- und Menschenleiber mit wirr durcheinandergeschlungenen, willkürlich umgeformten Gliedern bedecken ihre Fibeln (Abb. 12), Riemenbeschläge (Abb. 13) und sonstigen Metallgeräte in erhabener Arbeit. Sie erinnern oft an lebendig gewordene Bänder, an die Bänder, deren kunstvolle Verschlingungen das ebenso beliebte Flechtwerkornament bilden. Gern verwendet werden Almandine, rote Glasflüsse und andere Edelsteine als Schmuck der Goldschmiedearbeiten. Reich verzierte Waffen, prunkvolle Goldgefäße und -geschmeide finden sich jetzt sowohl in den südlichen Reichen der Germanen (vgl. den Schatz von Pietrossa aus der Zeit des Westgotenkönigs Athanarich im Glasstulp 40), als auch auf heimischem Boden (siehe das Fürstinnengrab von Hasleben in demselben Glasstulp).

Die Stammsitze der Wanderstämme waren immer noch, wenn auch dünn besiedelt. Zu diesen heimischen Volksgenossen strömt auf verschiedenen Wegen der Reichtum zurück, den die Auswanderer erwarben, und enge Beziehungen verbinden noch lange Heimat und Fremde. Nordwest-Sachsen ist in dieser Zeit der Völkerwanderung, etwa vom 4. Jahrhundert ab, sehr leer geworden. Nur ein großes Gräberfeld von Eulau bei Pegau gibt uns einigen Aufschluß über seine Bewohner. Neben der schlichten, groben, heimischen Keramik finden wir als Zeugen des Verkehrs mit der Außenwelt einen schönen Tulpenbecher aus gelbem Glas und goldene Münzen,

sojen. Brakteaten (lat. braktea = Blech), barbarische Nachahmungen römischer Gepräge. Aus Südsachsen seien die Skelettgräber von Mickern bei Dresden erwähnt, aus denen neben Zange, Messer und Schnalle aus Eisen, 2 silberne mit Gold eingelegte Gewand-



Abb. 13. Riemen-
schlag der Völkerwan-
derungszeit.
Versilberte Bronze.

beschläge ihre Zugehörigkeit zur Periode der Völkerwanderungszeit beweisen. Ein erster Strahl der Geschichte fällt in dieser Periode auf unsere Nachbarn, die thüringischen Hermunduren. Das reiche Gräberfeld von Weimar lieferte ein verziertes Silberlöffelchen mit dem Namen Basena. Basena war eine thüringische Fürstin, die in zweiter Ehe den König Childerich von Frankenland heiratete, der 481 n. Ch. starb. Sein und der Basena Grab mit kostbaren Beigaben wurden zu Tournay aufgedeckt. Die Verbindung Thüringens mit dem südlichen Neugermanien bezeugt eine Heirat des Thüringerkönigs Herminafried mit Amalaberga, der Tochter des Ostgotenkönigs Theoderich. Das Reich der Thüringer wird 531 von den Franken erobert und damit der kulturelle Anschluß an die Merowingerkultur, wie man sie jetzt mit Recht nennt, noch erleichtert. Ihr Stil, der mitunter an alte La Tène-motive erinnert, herrscht nun im französischen Frankenland, in Westdeutschland und Süddeutschland bis in die Schweiz hinein, und ihre Skelettgräber sind reich (Taf. VIII, 1—6) an Waffen, Schmuck aus Gold und Silber, tauschierten Eisenschnallen (tauschieren nennt man das Einhämmern von Gold-, Silber- oder Kupferdrähten in Vertiefungen des eisernen Grundes), Glasgefäßen und Perlenketten. Eine häufig auftretende Totenmitgift auch in Männergräbern ist der ein- oder zweireihige Kamm aus Knochen mit Strich- und Kreisornamenten (Taf. VIII, 3). Das lange Haar, ein Zeichen seiner freien Geburt, war dem Franken heilig. Schwere Goldbuße mußte zahlen, wer einem freien Knaben widerrechtlich die Locken kürzte. Der Kamm galt daher als Sinnbild der Freiheit und folgte seinem Besitzer in das Grab.

Mit Eingang des Christentums verschwinden die Grabbeigaben mehr und mehr, bis sie in der Karolingerzeit fast gänzlich versiegen.

Am längsten widersehten sich die Sachsen der neuen Kultur, dem neuen Glauben und dem neuen Herrn der Welt. Die erbitterten Kämpfe zwischen ihnen und Karl dem Großen sind ja bekannt, und nur die strengsten Strafen konnten sie allmählich davon abbringen, ihre Toten nach alter Vätersitte beizusetzen „ad tumulos paganorum“, wie es in Karls Verordnung dagegen heißt, „bei den Heidenhügeln“. Als Beispiel der altfränkischen Sprache sei die Schwurformel beigefügt, mit der die Sachsen ihren alten Glauben abschwören mußten: „Ec forsache allum Diaboles Werkum und Wortum, Thunar ende Wuden end Saxnote end allem them unholdum the hira genotas sind. Ich widersage allen Teufelswerken und -worten, Donar und Botan und Saxnot (der Kriegsgott der Sachsen) und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“

Nr. 42: Standbild eines fränkischen Kriegers, dessen Tracht und Bewaffnung nach Ausgrabungsfunden und urkundlichen Zeugnissen rekonstruiert ist. Die Büste in Schrank XXI ist über einem merowingischen Schädel der Göttinger Gegend modelliert. In diesem Schrank ferner: Bruchstücke eines Gefäßes und Abguß einer Goldmünze (Brakteat) aus dem Gräberfeld von Culau bei Pegau. Almandinbesetzte Fibeln, Perlen Schmuck, verzierte Knochenkämme, Schnallen, Gürtelbeschlüge, Messer, Scheren, Lang- und Kurzschwerter, Lanzenspitze aus einem Skelettgräberfeld von Weihmörting in Bayern. Originale von Eisenärten (francisca), Funde aus Langobardengräbern. Merowingischer Holzeimer mit verziertem Bronzebeschlag und andere zahlreiche Nachbildungen z. T. kunstvoll eingelegter Schnallen, Riemenzungen und Beschlüge. Auf einigen von ihnen Inschriften in Runen, vgl. dazu Seite 57, Abschnitt „Gedenksteine“. Mehrere besonders kostbare Schnallen usw. in Glasstulp 40; ebendort Schmuckstücke nordischer Wikinger des 10. Jahrhunderts aus Hiddensöe (Rügen).

Die Slaven.

Dazu Schrank XXII. Nr. 45. Tafel VIII.

Die kulturelle Entwicklung in Ostdeutschland verlief in wesentlich anderen Bahnen. In das jetzt menschenarme Gebiet rückten vom vierten Jahrhundert ab die Slaven ein. Sie trafen auf einzelne Reste germanischer Stämme, die in dem neuen Volk bald spurlos aufgingen. Mischkulturen sind jedenfalls sehr selten. In Schlesien finden sich Spuren davon, die etwa in das 4. oder 5. Jahrhundert fallen. Die Haupteinmarschrichtung lief sicher von Osten nach Westen. Gewisse Anzeichen deuten aber auf eine teilweise auch von Süden her erfolgte Einwanderung hin. Die bei den Slaven

so beliebte Querriefelung der Gefäße hat Vorbilder in eimerförmiger Keramik eines spätrömischen Gräberfeldes bei Reichenhall. Weit dringen die Slaven nach Deutschland hinein und besetzen schließlich seine ganze östliche Hälfte bis zu einer Linie, die von Regensburg nach der Kieler Bucht verläuft. Die Gefahr, die von Osten drohte, hat schon Karl der Große erkannt. Er bestimmte, daß nach Slavien hinein keine Waffen exportiert werden dürften. Ein Handel sollte überhaupt nur an bestimmten Stellen stattfinden; slavische Händler durften nicht nach Deutschland, deutsche nicht nach Slavien hinein. Dieser Abschluß der Slaven erschwert die Chronologie, weil in ihrem Gebiet Erzeugnisse westdeutscher Kultur fast gänzlich fehlen. Die ganze Zeit der rein slavischen Besiedelung des Ostens, das 6. bis 9. Jahrhundert, zeitlich zu gliedern, ist überhaupt noch wenig möglich gewesen. Die Eröffnung des Slavenlandes erfolgt aber bald auf kriegerischem Wege. Schon im 10. Jahrhundert drängten die Deutschen unter Kaiser Heinrich I. nach Osten, Brennabor fällt 928, Meißen wird gegründet und 932 die Wenden der Lausitz unterworfen.

Der Abschluß Slavians gegen Deutschland hin begünstigte den Handelsverkehr dieses Landes im Osten. Die Hauptrichtung der Kaufmannszüge geht vom Orient nach Scandinavien und dem Baltenland. Seit dem 10. Jahrhundert brachten arabische Händler aus dem Reich der Samaniden zu Korassan ihre Waren an der Wolga aufwärts bis nach Bulgar, der Hauptstadt des damaligen Bulgarenreiches. Dort war eine Art Messe, auf der die Südländer ihre Waren mit den Normannen Nordwestrußlands austauschten, die so ihren Weg bis nach dem Baltikum fanden. Dieser Südnordweg des Handels ist heute noch zu verfolgen an der Linie der sog. *H a c k s i l b e r f u n d e* (Taf. VIII, 10). In Zeiten der Gefahr hat man seinen Silberschatz in Töpfen der Erde anvertraut. Diese Gefäße enthalten Schmucksachen, meist Hängezierrate asiatischer Haremsdamen, Ringe, kleine Barren und Münzen aus Byzanz, Böhmen und Deutschland (häufig sind Denare, die Adelheid, die Großmutter König Ottos III. für diesen prägte). Auch englische und dänische Stücke kommen vor neben sog. *W e n d e n p f e n n i g e n* (Taf. VIII, 7), meist schriftlosen, nur Kreuze oder Kringel tragenden Münzen mit erhöhtem Rand, wahrscheinlich Magdeburger Prägung. Zahlreich sind auch die Samanidenmünzen, sog. Dirhems, von denen sich allein im schwedischen Gotland 13 000 Stück gefunden haben.

Die zahllosen polnischen, wendischen und sorbischen Ortsnamen, die wir im ganzen Osten und auch hier in der Leipziger Gegend finden, beweisen eine ehemalige starke Besiedelung des Landes. (Dazu Karte der Ortsformen des Königreichs Sachsen links vom Saaleingang.) Zahlreich sind auch die Verteidigungsanlagen, die uns aus slavischer Zeit überkommen sind. Diese Burgwälle, im Volk heute Schweden-, Hussiten-, Tartaren-, auch Teufelschancen genannt, sind in der Mehrzahl runde oder rundliche Erdwerke sehr verschiedener Größe, von etwa 100 qm bis zu 20 ha Fläche. Man kann sie einteilen in neugeschüttete (kegelförmige oder ringförmige) und solche, die aus dem Gelände herausgearbeitet wurden, das sind z. B. sog. Abschnittswälle, bei denen durch einen Graben eine vorspringende Ecke einer natürlichen Erhebung abgeschnitten wird. Viele sind heute schon verschwunden und nur noch dem Namen nach erhalten. Trotzdem ist die Zahl der erhaltenen recht beträchtlich. Die Burgwälle der nähern Umgebung von Leipzig werden im Anhang, der die wichtigsten Fundstellen der vorgeschichtlichen Perioden in unserer Heimat zusammenfaßt, aufgeführt. Die Wälle dienten als Fluchtburgen für das Volk in Zeiten der Gefahr. Es wurde vermutlich auch Gottesdienst in ihnen abgehalten und Recht gesprochen. In ihnen haben wir wohl auch die Sitze der Starosten (castellani) zu suchen, wie sie z. B. Boleslaw Chrobry (992—1025) in seinem bis zur Elbe ausgedehnten Polenreich als Gerichtsherren und Heerführer einsetzte. Daß die Slaven solche Wälle bauten, ist uns auch urkundlich bezeugt, z. B. durch den spanischen Juden Ibrahim ibn Jakub (Abraham Jakabsohn), der 973 mit einer spanischen Gesandtschaft zu Otto I. kam und wahrscheinlich auch Merseburg berührte.

Wenn slavische Dorfstette verhältnismäßig selten gefunden werden, so liegt das z. T. daran, daß sie von den heutigen Dörfern überlagert werden. Aufschlüsse über den Hausbau lassen sich aus ihnen nur vereinzelt finden. Meist besteht eine solche Ansiedlung heute aus einem Gewirr von Gruben, die nach ihrem Inhalt und ihrer Gestalt als Wohngruben, Kochgruben, Abfalllöcher oder Viehställe angesehen werden können. Wie wir aus den Verbotten der Kirche wissen, verbrannten die Slaven der Heidenzeit ihre Toten. Slavische Brandgräber — entweder Gefäße mit Leichenbrand oder Leichenbrand mit einzelnen slavischen Scherben unter Erdbedeckung — sind aber bisher im ganzen slavischen Siedelungsgebiet nur höchst selten aufgedeckt worden. Sie werden zum großen Teil so angelegt wor-

den sein, daß sie nicht erhalten blieben, sonst müßten sie im Vergleich zu den zahlreichen slavischen Siedelstätten häufiger gefunden werden.

Unter dem Einfluß des Christentums gehen die Slaven zur Körperbestattung über. Zu größeren Friedhöfen vereint, liegen ihre Toten reihenweise mit rund 1 m Seitenabstand in Rückenlage ausgestreckt und haben als Beigabe mitunter Perlen aus farbigem Glasfluß oder Flußspat, ein schlichtes Eisenmesser in der Hüftgegend, hin und wieder einen Wendenpfennig in der Hand oder im Mund, und an den Schläfen die nach ihrer Tragweise benannten Schläfenringe (Taf. VIII, 9). Solche Ringe sind pfennig- bis talergroß, aus Bronze oder schlechtem Silber gefertigt und wurden einzeln oder zu zwei bis drei vereint mit Fäden am Haar oder an der Kopfbedeckung in der Schläfengegend befestigt.

Das übrige uns erhaltene Kulturinventar der Slaven ist recht kümmerlich. Hin und wieder findet sich eine einsame Lanze, ein Stachelsporn, höchst selten ein Schwert, häufiger die Sichel (Taf. VIII, 8) und die Schere von der Form unserer Schaffschere und aus Eisen gefertigt. Spinnwirtel und Webegewichte deuten auf die Tätigkeit der Frau am Spinnrocken und Webstuhl, steinerne, runde, durchlochte Mahlsteine auf die Verarbeitung der Körnerfrucht hin. An Stellen, wo passendes Gestein anstand, wie z. B. der Granit des Zobten in Schlesien oder der Porphyr von Stumpfshain in Sachsen-Altenburg, stellte man solche Mahlsteine in größeren Mengen zum Verkauf her, wie die Reste dort gefundener Werkstätten bezeugen. Die Töpferware der Slaven findet sich auf ihren Ansiedlungsplätzen in oft ungeheuren Mengen; sehr selten aber sind in den Sammlungen wohlerhaltene Gefäße (Taf. VIII, 17). Solche stammen dann meist aus Hacksilbersunden oder aus Skelettgräbern, in denen man den Toten mitunter Gefäße zu Füßen oder seitwärts des Hauptes stellte. Ihre Töpfe sind aus ungeschlemmtem Ton geformt, hart gebrannt und in jüngerer Zeit fast ausnahmslos auf der Drehscheibe angefertigt. Deckel, Henkel und Schnauze sind höchst selten. Die Verzierung sind in älterer Zeit Wellenlinien, in jüngerer Zeit Horizontalriefen, die fast den ganzen Leib des Gefäßes bedecken. Daneben finden sich Gruppen kurzer schräggestellter Striche (Taf. VIII, 12 bis 16). Die slavische Keramik wurde von R. Virchow als Burgwalltypus bezeichnet und kommt unter diesem Namen vielfach in der Literatur vor.

Von den Tempeln der Slaven, ihren Götterbildern, ihren oft kostbaren Kultgeräten, über die uns alte Quellen berichten, ist nichts erhalten.

Um 1000 n. Chr. setzt in Ostdeutschland die Geschichte ein. Die Kämpfe der Slaven und Deutschen, sowie die Germanisation des Ostens sind bereits historisch.

Schrank XXII: Zahlreiche Scherbenfunde aus slavischen Wohnstätten der Umgegend, Mahlsteine, Eisensichel und Grabeisen aus Begau. Proben von Hack Silber. Adelsheidsdenar, Wendenpfennig, Modell des Abschnittwalles von Altengroitzsch und des Rundwalles von Adelsberg bei Oberthau. Nr. 45: Modell des Wallsystems von Schaddel bei Grimma. Außerdem in Schrank XXII frühdeutsche Keramik und Waffen.

Schaukästen 47

enthält eine größere Auswahl vorgeschichtlicher Kleingeräte aus Ton und Knochen, sämtlich Einzelfunde ohne nähere Angaben der Fundumstände vom Schlaner Berg bei Prag in Böhmen. Aus Ton: Webegewichte zum Spannen der Kettenfäden und Spinnwirtel. Aus Knochen: verzierte Scheiben, Nadeln, Pfriemen, Meißel, Glätter, Pfeifen, Schlittschuhe (Taf. VIII, 11). Aus Horn: gelochte Hacken.

Denkmalsteine.

Dazu Nrn. 46, 48—50, 51.

Nr. 48—50: Zum Andenken an Verstorbene errichtete Runensteine der nordischen Wikingerzeit. Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. bedienten sich die Germanen der Runen, d. h. eines römischen Schriftzeichen nachgebildeten Alphabets. Runen hängt mit raunen zusammen und erinnert an Drafel, die man nach Tacitus mit Holzstäbchen (daher unsere Bezeichnung Buchstaben!) anstellte, in welche geheimnisvolle Zeichen geschnitten waren. Man warf sie aus, las sie wieder zusammen (daher unser Verbum lesen!) und deutete aus ihrer Lage oder Reihenfolge die Zukunft. Ob das Runenalphabet mit diesen alten Runen und noch älteren buchstabenähnlichen Zeichen (vgl. dazu den Scherben von Seltich in Schaukästen 13, Abb. 5) zusammenhängt, ist ungewiß. Nr. 51: Das älteste Runenalphabet auf einem Wandstein eines Grabes von Rylfar in Gotland. Nach seinen ersten Buchstaben futhark genannt. Nr. 46: Der Malkstein von Groß-Storkwitz bei Begau. Auf ihm die Bilder zweier kämpfender Reiter, eines Mannes neben seinem Pferd, eines stehenden Mannes und eines drachenartigen Tieres. Das wohl um 1000 n. Chr. zu einem heute nicht mehr bekannten Zweck gesetzte Denkmal trägt die ältesten Skulpturen der Leipziger Pflage.

Cyprische Altertümer.

Dazu Schrank XXIII—XXV.

Von der Insel Cypern, auf der sich von der frühen Metallzeit an eine reiche und eigenartige Kultur mit vielen Beziehungen zu Ägypten, Assyrien, Phönizien und der griechischen Welt entfaltete, besitzt das Museum eine große Sammlung Ton-, Glas- und Stein-gefäße, Metallfunde, Schmucksachen und Skulpturen von der ältesten bis in die klassische Zeit. Da die Bearbeitung des sehr umfangreichen Materials noch nicht abgeschlossen ist, sind in Schrank XXIII bis XXV Proben besonders der Keramik vorläufig ausgestellt.

Nr. 52.

Großes bronzezeitliches Gebrauchsgefäß, siehe Seite 26.

Nr. 53.

Töpfer-Drehscheibe.

Die figürliche Kunst der Vorzeit.

Eine Glanzzeit bildlicher Darstellungskunst war das jüngere Paläolithikum besonders Westeuropas. Aus Horn, Knochen oder Elfenbein schnitzte der Mensch mit elenden Steinsplintern stets lebenswahre und oft formvollendete Rundfiguren besonders der jagdbaren Tiere seiner Zeit, der Mammute, Pferde, Rinder und Renntiere, oder grub ihr Bild als Umrißzeichnungen ein. Andere der Figuren, darunter die ältesten aus der Zeit des Aurignacien, stellen menschliche Körper dar. Nur selten ist unter diesen der Mann vertreten. Fast stets sind sie weiblich und lassen zwei Typen unterscheiden, einen seltenen schlanken und einen häufigen äußerst wohlbeleibten. Bei allen ist eine Bekleidung nur ganz vereinzelt angedeutet. Die fleischigen Frauengestalten geben uns zugleich einen Begriff von dem Geschmack der damaligen Zeit, dem Körperfülle als Schönheit galt. Ob man nun bloß das Weib als solches oder eine Göttin darstellen wollte, jedenfalls hat man doch in diesen gemästeten Figuren etwas Schönes gesehen. Die berühmteste solcher Statuetten ist die sog. Venus von Willendorf, deren Nachbildung in Schaukasten 12 neben vielen anderen Proben altsteinzeitlicher Schnitzkunst ausliegt.

Gipsabgüsse der Reliefs von Laussel stehen zwischen Nr. 6 und 10. Erstaunlicher noch als auf dem Gebiet der Plastik sind die Leistun-

gen der Diluvianer in der Malerei. Vor rund 50 Jahren entdeckte man bei Altamira (Provinz Santander, Spanien) die erste Höhle mit Bilderschmuck. Bald kamen andere dazu, und heute kennen wir rund 40 solcher mehr oder minder reich mit bildlichen Darstellungen verzierter Höhlen hauptsächlich aus dem Gebiet nördlich und südlich der Pyrenäen. Auf Decken und Wänden sehen wir neben einzelnen Raubtieren, wie z. B. dem Höhlenbär, meist dieselben Motive wie bei den Rundplastiken, d. h. die jagdbaren Tiere, Mammute, Bisonen, Wildpferde und Rentiere, einzeln, in Reihen oder zu einem bunten Gewimmel vereinigt. Mitunter sind ältere Zeichnungen von jüngeren überdeckt. Alle diese Tierbilder verblüffen durch ihre Naturwahrheit und ihre Technik. Mit Ocker, Rötel oder Kohlenstaub, den man mit Fett anrieb, sind sie auf die Wand gemalt, teilweise auch mit dem Steinsteichel eingraviert. Natürliche Buckel der Felsen sind geschickt dazu benutzt, dem Bild Relief zu geben. Die Malereien liegen oft tief im Innern des Berges, Hunderte von Metern vom Eingang entfernt und manchmal in engen Schluchten, die man nur durchkriechen kann. Zu ihrer Herstellung war künstliches Licht nötig.

Zahlreiche Bildertafeln im Saal und im Vorraum, besonders die dort angebrachte Höhlendecke von Altamira mit beigegebener Erläuterung geben eine Vorstellung dieser Kunstbetätigung. Die Stufen ihrer Entwicklung erklärt ein besonderes Plakat über Schaukasten 12. Eine jüngere Gruppe von Wandmalereien im Norden und Nordosten von Spanien zeigt außer Tierbildern auch den Menschen, z. B. Männer auf der Jagd und Frauen beim Tanz (vgl. die Bilder von Cogul und Alpera über Nummer 4 und 6). Noch jüngere Felsenmalereien Südspaniens stilisieren die menschliche Figur bereits soweit, daß sie z. T. rein ornamentalen Charakter bekommen.

Die Frage nach dem Zweck der altsteinzeitlichen Höhlenbilder wird man kaum richtig damit beantworten, daß ein angeborener Kunsttrieb oder ein Schönheitsbedürfnis oder etwa die Langeweile dem Menschen den Griffel in die Hand gab. Es ist vielmehr an eine Art Jagdzauber zu denken. Das Wild, dessen man habhaft werden wollte, malte man an die Wand, um es so gleichsam vor den Speer zu bannen. Es sieht auch nicht so aus, als ob jeder Beliebige gemalt hat. Die technische Erfahrung und der zeitgenössische Stil scheinen jeweilig in größerem Verband ausgetauscht worden zu sein, sonst wäre die Gleichförmigkeit gleichaltriger Erzeugnisse schwer zu erklären. - Man möchte an eine Art Malerschulen denken und könnte sich diese Malerschulen, wenn die Bilder Zauberzwecken dienten, sehr gut im Besitz einer Priesterkaste vorstellen.

In der jüngeren Steinzeit ist die figürliche Darstellung in den Kulturkreisen, die zu unserer Heimat nähere Beziehung haben, fast gänzlich verschwunden. Aus den südöstlichen Provinzen der Bandkeramik, deren Fundstellen besonders in Bosnien und Serbien reich an tönernen Idolen meist weiblichen Geschlechtes sind, mögen vereinzelte Ausläufer auch nach dem Norden gekommen sein, so die weibliche Mundplastik von Birmenitz bei Lommatsch in Sachsen

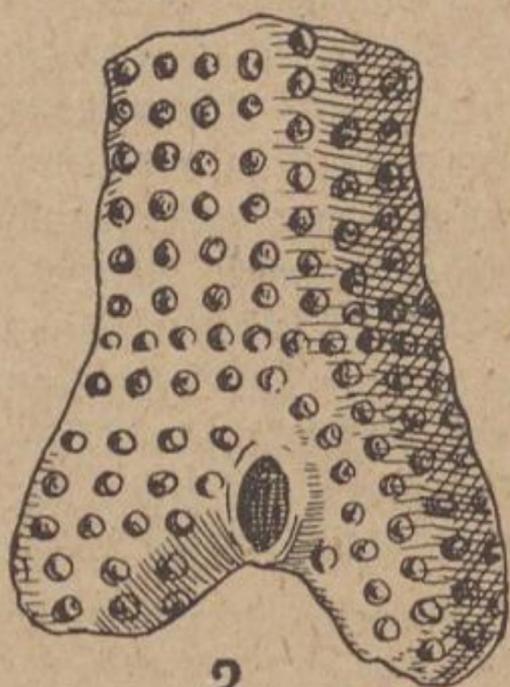


Abb. 14. Weibliche Tonfigur von Birmenitz. Das älteste Menschennbild aus Sachsen.

(Abb. 14), die mit ihrer punktierten Gewandung parallelen Stücken balkanischer Fundorte ähnelt. Das einzige steinzeitliche Bildwerk unserer nächsten Umgebung ist das Seite 20 ausführlich beschriebene Kistengrab von Göhlik bei Merseburg. Es enthält keine figürlichen Darstellungen. Von den naiven Nachbildungen menschlicher Figuren des steinzeitlichen Frankreichs gibt der Menhir Nr. 17 ein Beispiel. Als einzige Gegend Nord- und Mitteleuropas hat Skandinavien während des Neolithikums Bildwerke aufzuweisen, die in ihrer Naturwahrheit an die Höhlenkunst der älteren Steinzeit erinnern. Ein arktisches Jäger- und Fischervolk hat im Norden dieser Halbinsel auf glatten Felswänden am Wasserrand Umrißzeichnungen seiner Jagdtiere,

besonders von Ren und Elch hinterlassen, die größtenteils eine hervorragende Begabung beweisen, die Eigenart der Tiere mit wenigen Strichen anzudeuten. Die Schöpfer dieser Zeichnungen setzten damit anscheinend eine alte Tradition naturalistischer Wiedergabe tierischer Körper fort, die sich bei ihren Vorfahren schon im Ausgang des Mesolithikums in Form kleiner Bernsteinplastiken nachweisen läßt. Auch diese bilden vorzüglich Elch und Ren nach und finden sich besonders in Ostpreußen und Ostschweden.

Zeitlich und inhaltlich von dieser nordskandinavischen Gruppe unterscheiden sich Felsenzeichnungen in den schwedischen Landschaften Bohuslän, Östergötland, Westschonen und dem norwegischen Smaalenenes Amt. Sie fehlen auch anderen Teilen nicht bis hinauf nach Drontheim. Die häufigen Darstellungen von Schwertern, einer Waffe, die dem Neolithikum fremd ist, bezeugen ihr bronzezeitliches Alter. Ihre Objekte sind im Gegensatz zu den Jagdtierbildern

der Steinzeit meist Vorgänge des täglichen Lebens in Krieg und Frieden, zu Lande und zu Wasser. Neben einzelnen speer- und artschwingenden Göttergestalten sehen wir Haustiere, Gespanne, Krieger zu Roß und zu Fuß, pflügende Bauern, Trompetenbläser, Schiffe einzeln und in ganzen Flotten, kurz, ein buntes Bild aus der Lebensführung dieser Skandinavier des 2. Jahrtausends v. Chr. Nachbildungen solcher Felsenzeichnungen (schwedisch *Hällristningar*) sind in Schrank X unten und außen an seiner Fensterseite mit näheren Erklärungen ausgestellt.

In der Bronzezeit Mitteleuropas fehlt die figurale Kunst fast völlig. Das Schmuckprinzip für Waffen und Geräte ist rein geometrisch, d. h. die Ornamente bestehen aus Linien. Die Kunst der Bronzezeit, besonders des germanischen Nordens, ist aber darum nicht etwa minderwertig; besonders ihre Metallarbeiten sind Meisterstücke durch die wohlabgewogene Gliederung, den edlen Kontur und das feine Formgefühl, mit dem die Ornamente über die Flächen hin verteilt sind. Vorzüglich beliebt sind die Spirale und ihre Verwandten sowohl in plastischer Ausführung (siehe die Fibel Abb. 11, 2), als auch besonders in Graviertechnik (vgl. dazu die bronzenen Hängegefäße in Schrank XV und XVI).

Auch die erste Eisenzeit Mitteleuropas ist arm an figuralen Erzeugnissen. Die Haus- und Gesichtsurmen (siehe darüber S. 44) sind nur bedingt hierher zu stellen, da bei ihnen die figürliche Darstellung nicht Selbstzweck des Kunstwerkes ist, sondern nur eine Dekoration, die sich ihrem Hauptzweck, als Gefäß zu dienen, unterordnet. Ebenso ist es bei den kleinen plastischen Vogelfiguren und Kinderköpfen, mit denen die sog. Deichselwagen — Geräte, die beim Gottesdienst gebraucht wurden — verziert sind. Ein Beispiel, der Wagen aus Burg im Spreewald (Taf. V, 2), steht in Schrank XV/XVI. An gleichzeitigen Plastiken sächsischer Herkunft besitzt das Museum nur Tonklappern, z. B. in Vogelgestalt (Taf. IV, 8) aus Gräbern der jüngsten Urnenfelder, die entweder als Kinderspielzeug anzusehen sind oder auch Rasseln zum Vertreiben böser Geister gewesen sein können.

Reich an figürlichen Darstellungen ist die Hallstattzeit des südlichen Alpenvorlandes. Besonders ihre Bronzeeimer, Situlen — von lateinisch *situla* = Gefäß —, sind vielfach mit Reliefs (Taf. V, 6) geschmückt, deren Genrebilder aus dem täglichen Leben der Leute oft so inhaltreich und lebendig zu uns sprechen, daß sie nicht mehr bloße Verzierung sind, sondern die Hauptsache, für welche der Eimer-

körper nur Hintergrund und Rahmen gibt (vgl. auch S. 39 und Schrank XV/XVI). Weit unbeholfener sind die Tongefäße einer donauländischen Hallstattgruppe, die ihre Keramik mit aufgesetzten Rundfiguren schmückte oder figürliche Darstellungen in deren Wandung rißte. Eine solche Urne aus Dedenburg in Ungarn mit der Zeichnung einer Frau am Webstuhl, einer Leierspielerin und anderen Menschenfiguren ist als Charaktertypus dieser Kultur in Schrank XV/XVI unten mit näheren Erklärungen ausgestellt. Bis in unsere Gegend ist davon nichts gekommen, sehr wenig nur von den nicht zahlreichen Plastiken der *La Tène*-Periode und nichts von dem Reichtum der Römerzeit. Als Beispiel kann hier ein bronzenener Gürtelhaken der *La Tène*-Zeit von dem Connewitzer Friedhof erwähnt werden, der eine stark stilisierte Menschenfigur trägt (Taf. VI, 4), das älteste Bildnis eines Menschen aus der Leipziger Pflage. Das Original befindet sich im Völkermuseum zu Berlin.

An der Neubelebung des germanischen Kunststils während der *Völkerwanderungszeit* nahm unsere Gegend bisher durch keinen bedeutenderen Fund teil. Dieser germanische Stil des Flechtwerk- und Tierornaments (s. S. 51), dessen Feinheit und Zierlichkeit in seiner jüngsten Entwicklung nach dem schwedischen Forscher Salin dem besten an die Seite zu stellen ist, was in dieser Kunstart überhaupt existiert, befriedigt auch unser modernes Kunstempfinden. Nur zwei Perioden vorzeitlicher Kunst im Rahmen des hier Behandelten können sich ihm darin ebenbürtig an die Seite stellen, die lineare Dekorationskunst der nordischen Bronzezeit und die naturalistischen Meisterstücke der altsteinzeitlichen und arktischen Wandmalerei. Schon die Situlenkünstler stehen in weitem Abstand zurück. An ihren Reliefs interessieren wohl lebhaft der Inhalt und die ungesuchte Naivität seiner Darstellung. Die einzelnen Figuren und der kompositionelle Aufbau der Szenen aber sind, bei allem technischen Können, nichts mehr als Handwerkerarbeit. Alles übrige, die steinzeitlichen Statuetten, die vereinzelt Plastiken der Bronzezeit, alle die Kinder- und Vogelfiguren der Hallstattzeit, die figürliche Kunst der Kelten hat mit Kunst recht wenig zu tun. Es erscheint uns meist plump oder bizarr, wie Kinderwerk oder Negerplastik. Diese Dinge haben wohl einen hohen archäologischen Wert, ihr künstlerischer aber ist gering.

Die Vorgeschichte gleicht einer zerstörten Mosaik. Nur wenig ließ sich bisher zu dem ursprünglichen Bild zusammensetzen, vieles

ist lückenhaft und schwer deutbar, weite Strecken sind noch völlig leer. Hier kann nun ein jeder die Wissenschaft fördern helfen, wenn er alles, was er an prähistorischen Dingen besitzt oder findet, dem Museum vorlegt. In der vorgeschichtlichen Abteilung wird bereitwillig über alle Altertümer und Fundstücke — ganz gleich welcher Art — Auskunft gegeben, oder, wenn ein Gegenstand nicht unter die im Museum vertretenen Wissenschaften fällt, die zuständige Stelle für eine genauere Bestimmung genannt.

Anhang.

Die wichtigsten Fundorte Leipzigs und seiner Umgebung.

Nach Perioden geordnet.

Ältere Steinzeit: Markkleeberg.

Jüngere Steinzeit: Schnurkeramik: Cröbern, Miltitz, Günthersdorf, Machern, Dölkau, Bienitzwald, Leipzig-Südfriedhof, Dalzig.

Kugelflaschen: Cröbern, Rötha, Börtewitz bei Mügeln.

Bandkeramik: Hänichen, Zauschwitz, Prödel, Schkeuditz, Mörtsch.

Bandkeramik, Kössener und Bernburger Typus: Gutritsch.

Bandkeramik und Schnurkeramik: Günthersdorf.

Michelsberger Keramik: Zwenmen.

Außerdem Fundstellen in: Leipzig-Marienbrunn, Pegau, Borna, Altranstädt, Dölzig, Liebenau und besonders zahlreiche Steinbeile im Elster-Luppe-Tal.

Glockenbecher: Cröbern.

Bronzezeit: frühe: Grabfund von Carsdorf bei Pegau.

Depotfunde: Bennewitz, Dieskau, Canena, Kreis Halle, Carsdorf bei Pegau.

mittlere und jüngere:

Gräberfelder im Süden: Cröbern, Probstdeuben, Dreiskau, Zehmen; im Osten: Südfriedhof, Trinitatisfriedhof.

Hügelgräber in der Harth.

Ansiedlungen in Gaußsch, Carsdorf, Stünz.

Depotfund: Oberthau bei Schkeuditz.

Außerdem Fundstellen in: Canitz-Basewitz, Gaschwitz, Deyßsch, Dölitz, Markkleeberg, Grethen bei Grimma, Hänichen, Bönitz bei Taucha.

Hallstattzeit: Auensee bei Wahren.

Depotfund (Ringe und Barren aus Eisen).

Vorromische Eisenzeit: Keltische Skelettgräber: Dürrenberg.

Germanische Funde:

Gräberfelder: Cröbern, Connewitz (Herderstraße und alter Friedhof), Markkleeberg, Knauthain, Knautkleeberg, Papiß bei Schkeuditz, Gaußsch, Groitzsch, Mörtsch, Leipzig (Arndtstraße).

Wohnstätten: Zauschwitz bei Pegau, Zwenkau.

Erdwerk: im Universitätsholz bei Threna.

Römische Eisenzeit: Brandgräber: Hänichen, Löbnitz, Kreis Delitzsch.

Skelettgrab: Schladitz-Zwochau, Kreis Delitzsch.

Münzfunde: Leipzig-Möckern, Eilenburg, Köschlitz, Raschwitz.

Völkerwanderungszeit: Skelettgräberfeld: Eulau bei Pegau.

Slavische Zeit: Grabfunde: Pegau.

Ansiedlungen: Spitzberg bei Wurzen, Schkeuditz, Klein-Liebenau, Alt-Maßlau, Quasnitz, Wiederitzsch, Dölzig, Günthersdorf, Pegau, Stockwitz, Rötha, Mölkau, Leipzig an verschiedenen Stellen, z. B. Moltkestraße.

Burgwälle (nur die gesperrt gedruckten sind heute noch erkennbar):

An der Pleiße: Kreutnitz, Rahnsdorf, Hain, Treppendorf,
Gaulitz, Rötha, Böhlen, Cröbern.

An der Elster: Auligt, Gahen, Altengroißsch, Groißsch,
Kleinstorkwitz, Großstorkwitz, Wiederau, Imnitz, Zwenkau,
Zöbigker, Gaußsch, Lauer, Anauthain, Wahren, Hänichen,
Oberthau, Schkölen, Kleindölzig, Klein-Liebenau.

An der Wylhra: Borna.

An der Eula: Eula.

An der Gölz: Mülbitz, Groß-Böhschau, Göhren, Tanzberg.

An der Parthe: Thekla, Portitz, Seegeritz, Taucha, Gewinne-
berg bei Dewitz.

Fundorte der Abbildungen.

(Im Museum befindliche Originale sind durch ein beigefügtes M bezeichnet.)
Textabbildung 1—2: —

" 3: 1 Troche (Dordogne) M, 2 Zerrenthin (Ufermark) M,
3 Maglemose (Dänemark), 4 Dänemark.

" 4: 1 Dänemark M, 2 Monsac (Dordogne) M, 3 Fre-
deriksborg (Dänemark) M, 4 Granstedt (Kr. Lüchow) M.

" 5: Seltisch (Böhmen) M.

" 6—7: —

" 8: 1 Cröbern bei Leipzig, 2 Schlaner Berg bei Prag M,
3 Canena bei Halle, 4 Bosse (Kr. Rendsburg),
5 Sachsen? M.

" 9: 1 Ungarn M, 2 Ungarn M, 3 Italien M.

" 10: 1 Ungarn M, 2 Hohendolsleben (Kr. Salzwedel) M,
3 Finsterwalde (N.-Laußitz) M, 4 Gaußsch bei
Leipzig M, 5 bei Eilenburg M.

" 11: 1 Markfrankstadt M, 2 Leipzig-Südfriedhof M.

" 12—13: Weismörting (Nied.-Bayern) M.

" 14: Birmenitz bei Lommatsch (Sachsen).

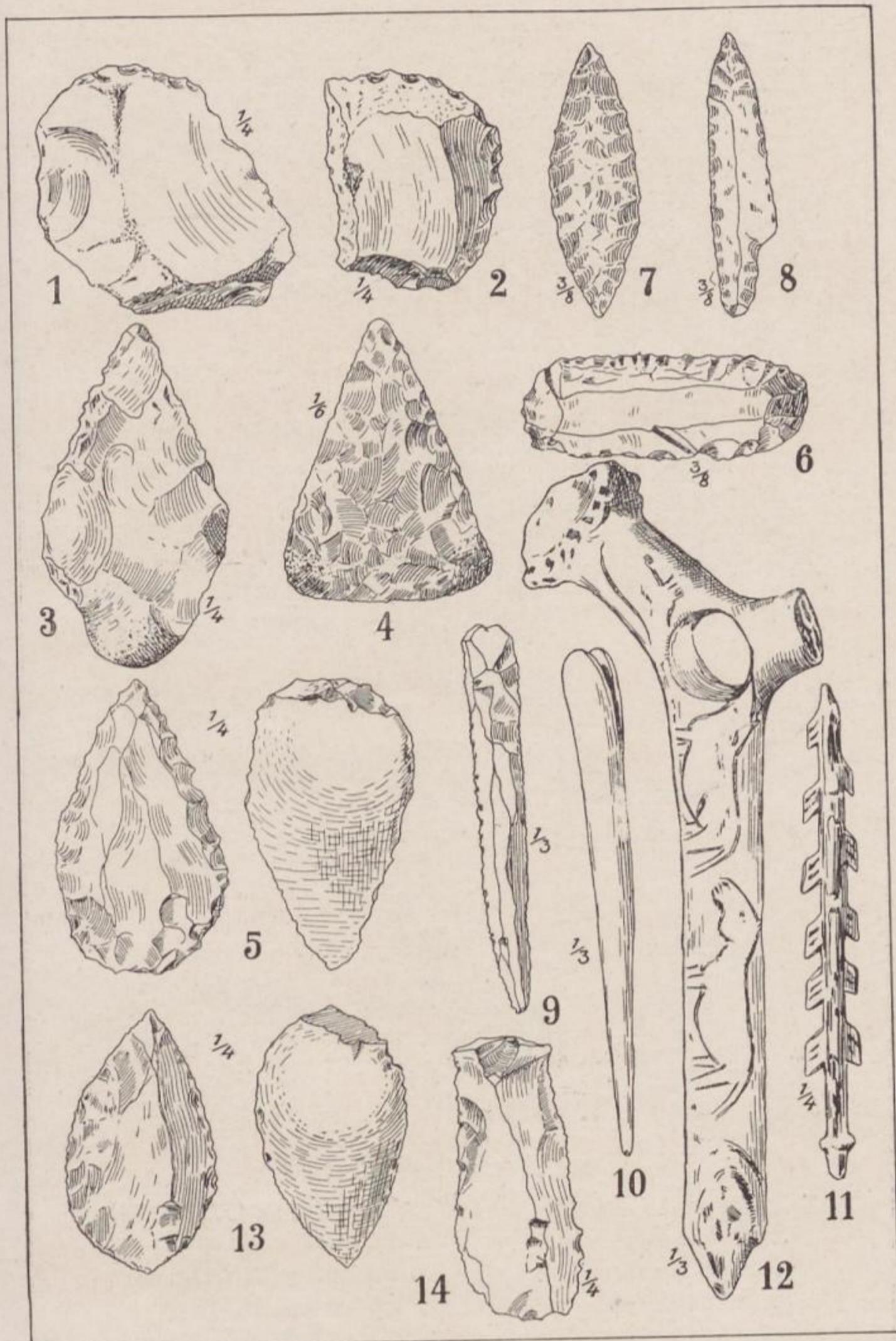
Tafel " I: 1 Foret (Belgien) M, 2 Spinnes (Belgien) M, 3 St. Acheul M,
4 Sciorac (Dordogne) M, 5 Frankreich M, 6 Gorge d'Enfer
(Dordogne) M, 7 Dordogne M, 8 Dordogne M, 9—12 La
Madeleine M, 13—14 Markfleeberg M.

" II: 1 Kössen, 2 Alleben bei Bernburg, 3 Leipzig-Eutritsch M,
4 Gaulitz (Sachsen) M, 5 Leipzig-Südfriedhof M, 6 Hannover,
7 Günthersdorf bei Leipzig M, 8 Zwenmen (Sachsen) M,
9 Sornitz bei Mügeln (Sachsen) M.

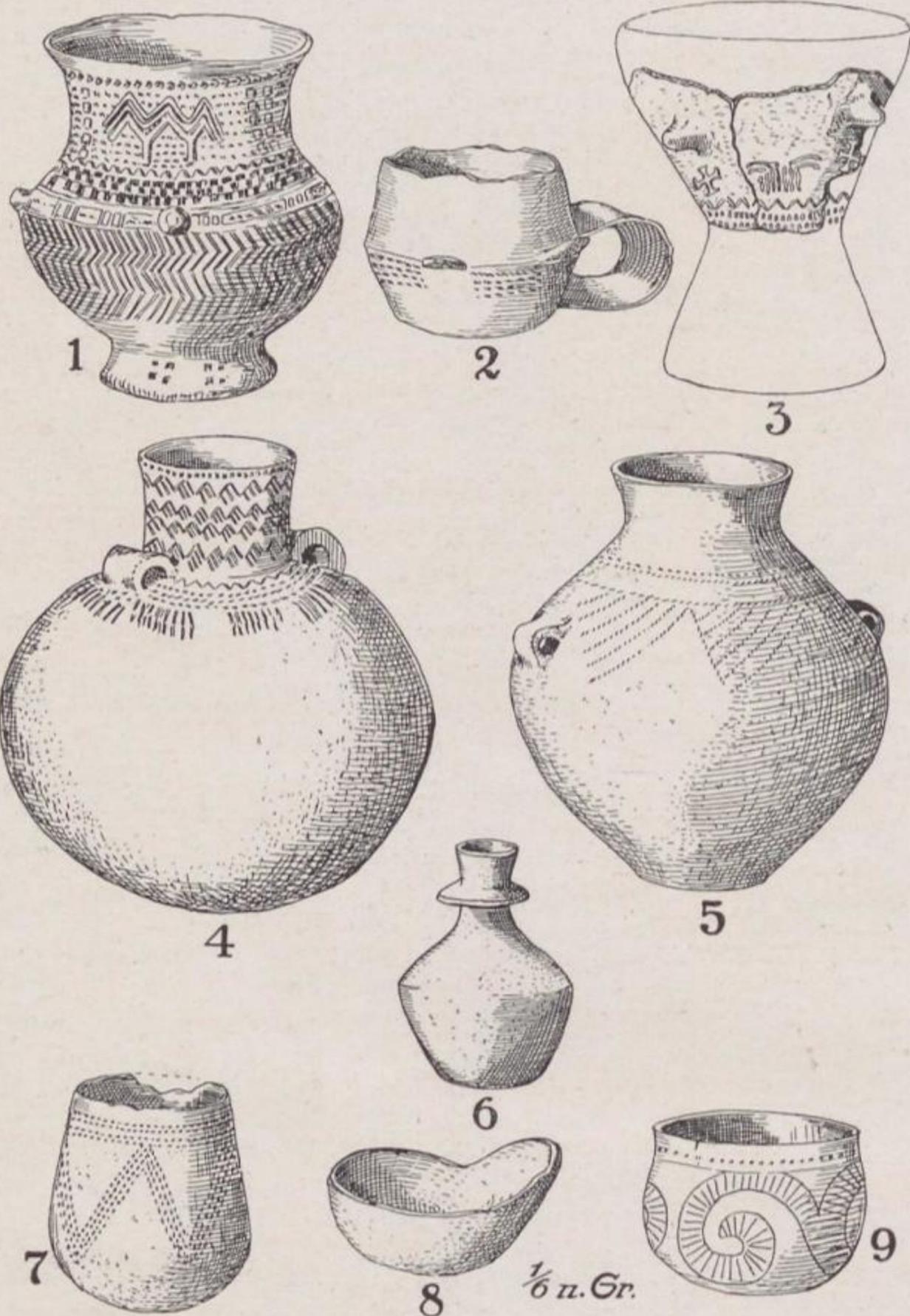
" III: 1 Bargleben (Kr. Lüchow) M, 2 Dänemark M, 3 Robenhausen
(Schweiz) M, 4 Meineweh (Kr. Weißenfels) M, 5 Klein-
Liebenau bei Leipzig M, 6 Zauschwitz bei Pegau M, 7 Pau-
scha (Kr. Weißenfels) M, 8 Bitterfeld M, 9 Liebenau bei
Leipzig M, 10 Meineweh (Kr. Weißenfels) M, 11 Fundort
unbekannt M, 12 Rhein bei Mainz M.

" IV: 1 Sachsen M, 2 Dreiskau bei Leipzig M, 3—4 Röderau
Sachsen M, 5 Dreiskau M, 7 Lößnitz (Sachsen) M, 8—9 Rö-
derau (Sachsen) M, 10 Sachsen M, 11 Weinböhla (Sachsen) M,
12 Sachsen M, 13 Röderau (Sachsen) M.

- Tafel V: 1 Dürrenberg bei Merseburg M, 2 Burg (Spreewald), 3 Wahren bei Leipzig M, 4 Italien M, 5 Mittelitalien M, 6—7 Kuffarn (Nied.-Österreich), 8 Tlumom (Westpreußen), 9 Michersleben.
- " VI: 1—2 Cröbern bei Leipzig M, 3 Gaußsch bei Leipzig M, 4 Leipzig-Connewitz, 5 Hänichen bei Leipzig M, 6 Rockenthin (Kr. Salzwedel) M, 7 Fundort unbekannt M, 8—9 Rhein bei Mainz M, 10—11 Hänichen M, 12 Fundort unbekannt M, 13—14 Hänichen M, 15 Cröbern M, 16—17 Hänichen M.
- " VII: 1—5 Schladiß-Zwochau (Sachsen) M.
- " VIII: 1—6 Weihmörting (Nied.-Bayern) M, 7 Bodelwitz bei Leipzig M, 8 Pegau M, 9 Straßberg (Vogtland) M, 10 Pommern M, 11 Schlaner Berg bei Prag M, 12 Storkwitz (Reg.-Bez. Merseburg) M, 13 Schkeuditz M, 14 Leipzig-Gutritsch M, 15 Storkwitz (Reg.-Bez. Merseburg) M, 16 Pegau M, 17 Döfen bei Leipzig M.



Ältere Steinzeit: Eolithen (1 tertiär, 2 diluvial), Chelles (3), St. Acheul (4), Le Moustier (5), Aurignac (6), Solutré (7—8), La Madeleine (9—12), Markkleeberg (13—14). — Nr. 10—11 Knochen, 12 Rengeweiß, das übrige Feuerstein.

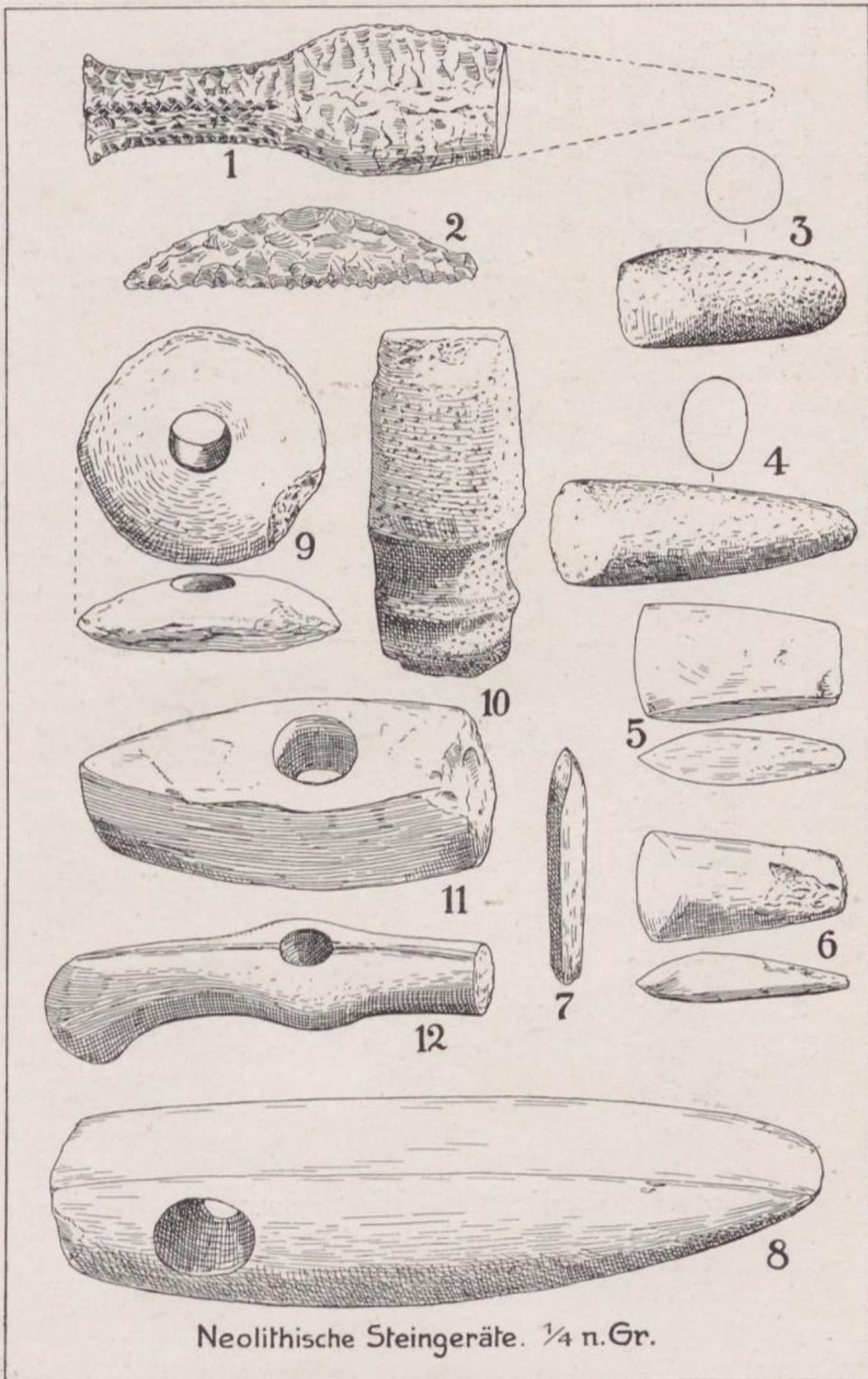


Neolithische Keramik

- 1 Rössener Typus
- 2-3 Bernburger Typus
- 4 Kugelflasche
- 5 Schnurkeramik

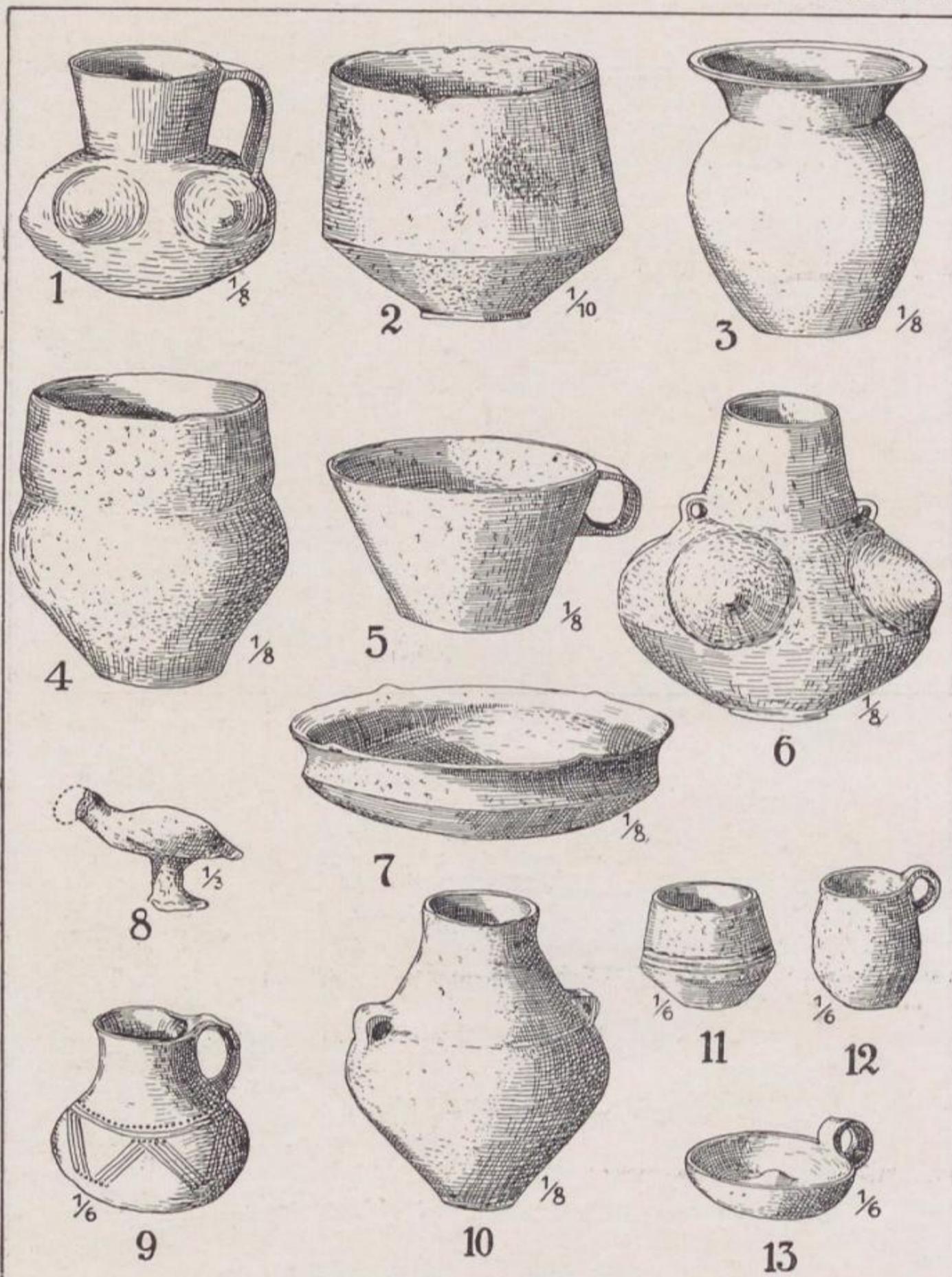
- 6 Kragenflasche (Megalithstil)
- 7 Stichbandkeramik
- 8 Michelsberger Typus
- 9 Spiralmäanderkeramik

SACHS.
LANDES-
BIBL.



Jüngere Steinzeit: Dolch (1), Säge (2), Beile (3–5), Hacke (6), Schuhleistenkeil (7), Pflugschar? (8), Scheiben-Keulenkopf (9), Rillenbeil (10), Arbeitsaxt (11), Streitaxt (12). — Nr. 1–2 Feuerstein, 3–12 andere Gesteinsarten.

MS.
S-
L.



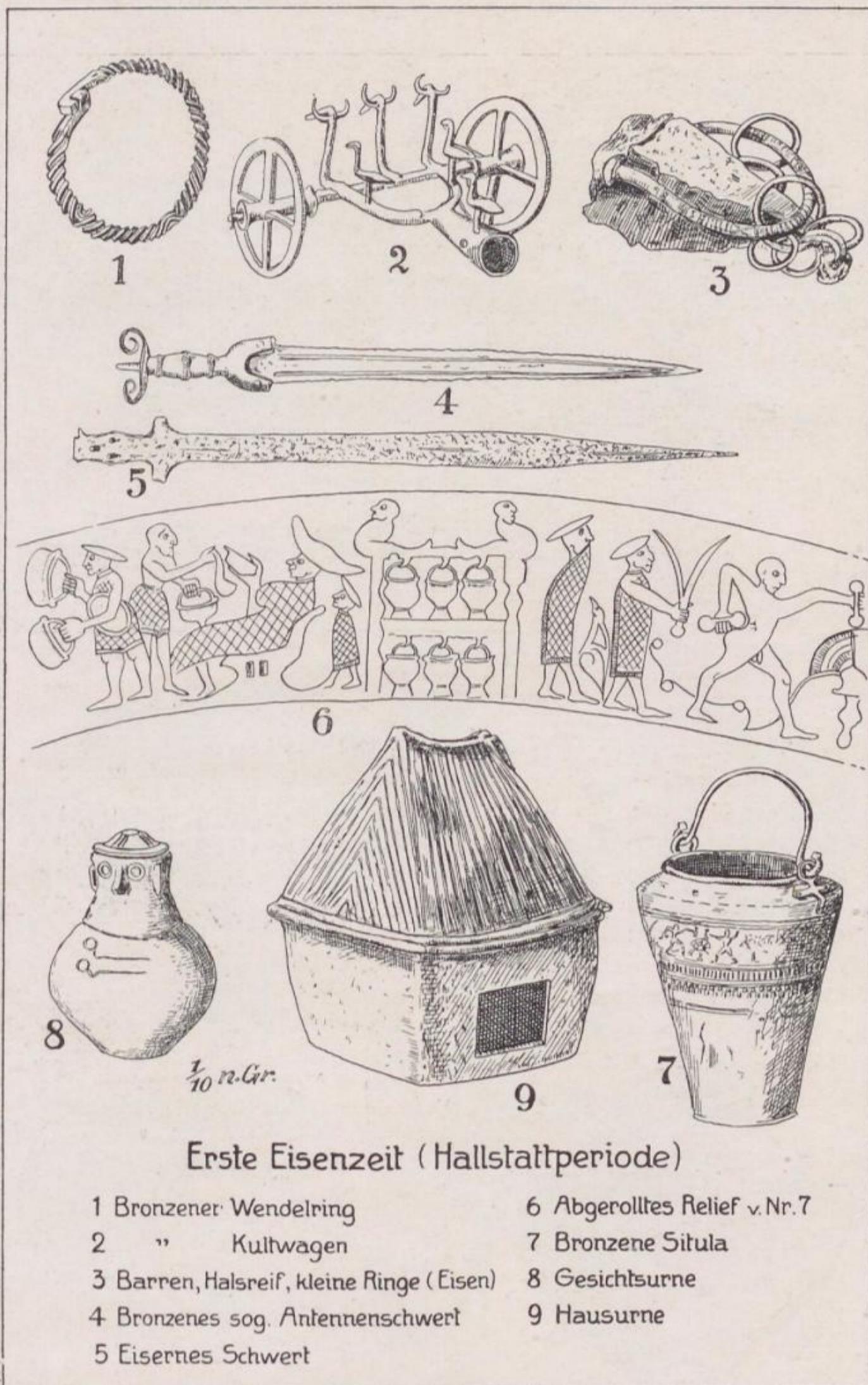
Keramik von Urnenfeldern Sachsens

Ältere Bronzezeit : 1, 2, 3, 5, 7.

Jüngere " 4, 6, 8 - 13

Nr. 8 Tonklapper in Vogelgestalt.

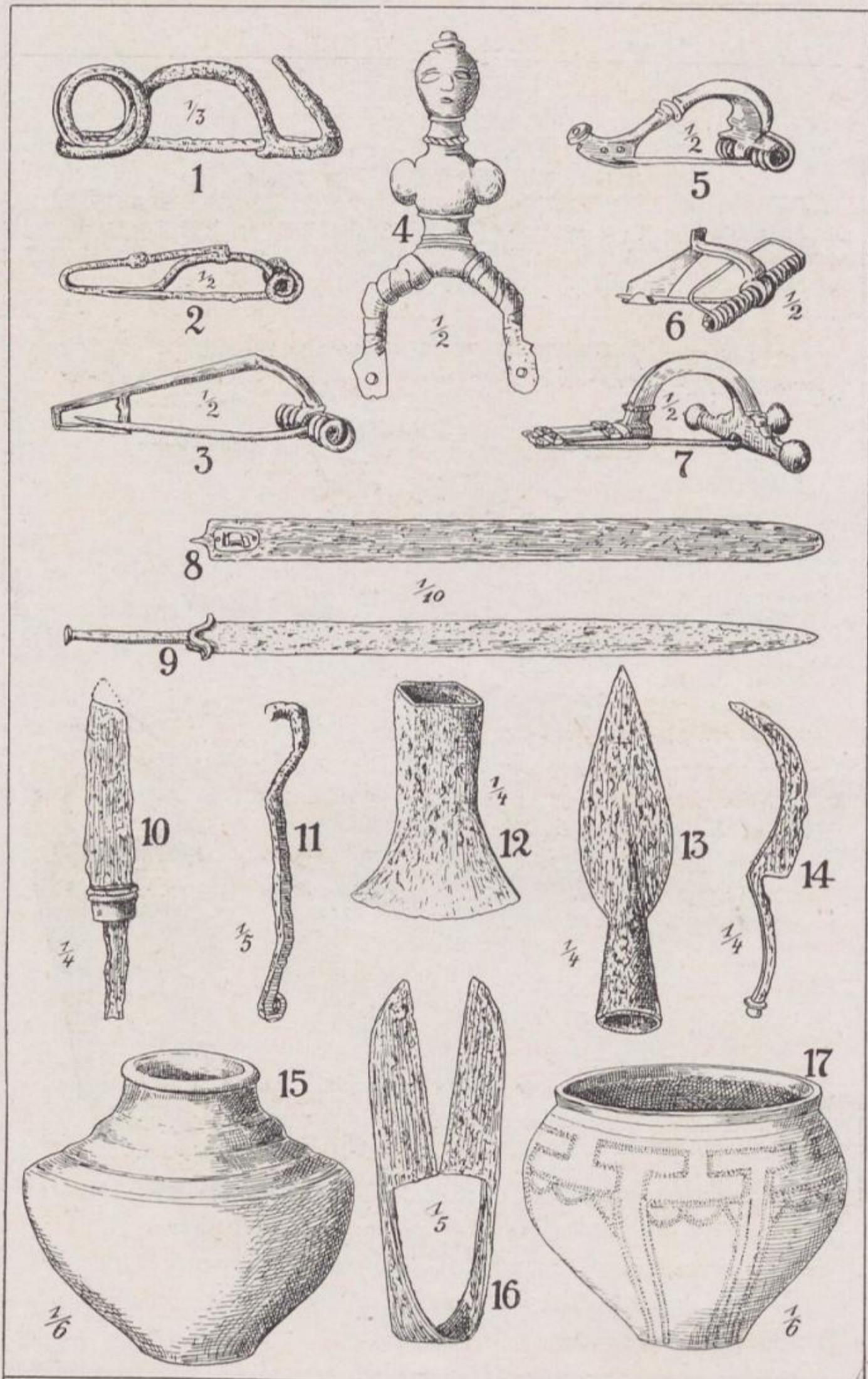
SACHS.
LANDES-
BIOL.



Erste Eisenzeit (Hallstattperiode)

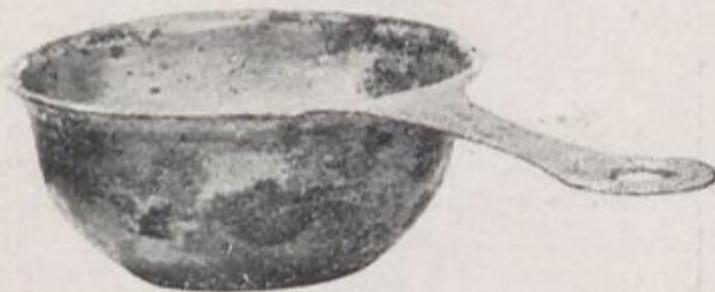
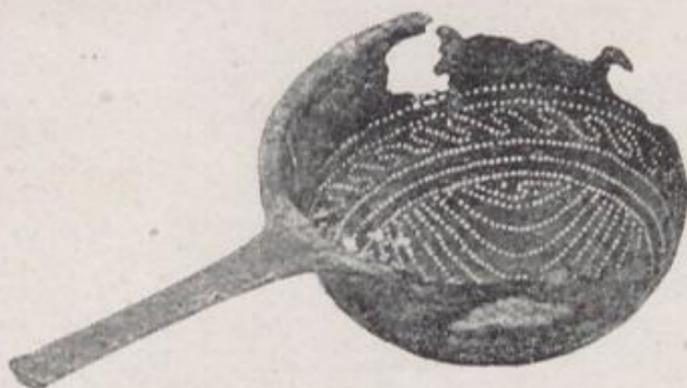
- | | |
|--|-------------------------------|
| 1 Bronzener Wendelring | 6 Abgerolltes Relief v. Nr. 7 |
| 2 " Kultwagen | 7 Bronzene Situla |
| 3 Barren, Halsreif, kleine Ringe (Eisen) | 8 Gesichtsurne |
| 4 Bronzenes sog. Antennenschwert | 9 Hausurne |
| 5 Eisernes Schwert | |

$\frac{1}{10}$ n. Gr.



La Tène: Fibeln (1–3), Gürtelhaken (4), Schwert mit Scheide (8–9), Axt (12), Drehscheibengefäß (15). **Römisch:** Fibeln (5–7), Messer (10, 14), Schlüssel (11), Lanze (13), Schere (16), Mäanderurne (17). — Nr. 1–3, 8–14, 16 Eisen, 4–7 Bronze.

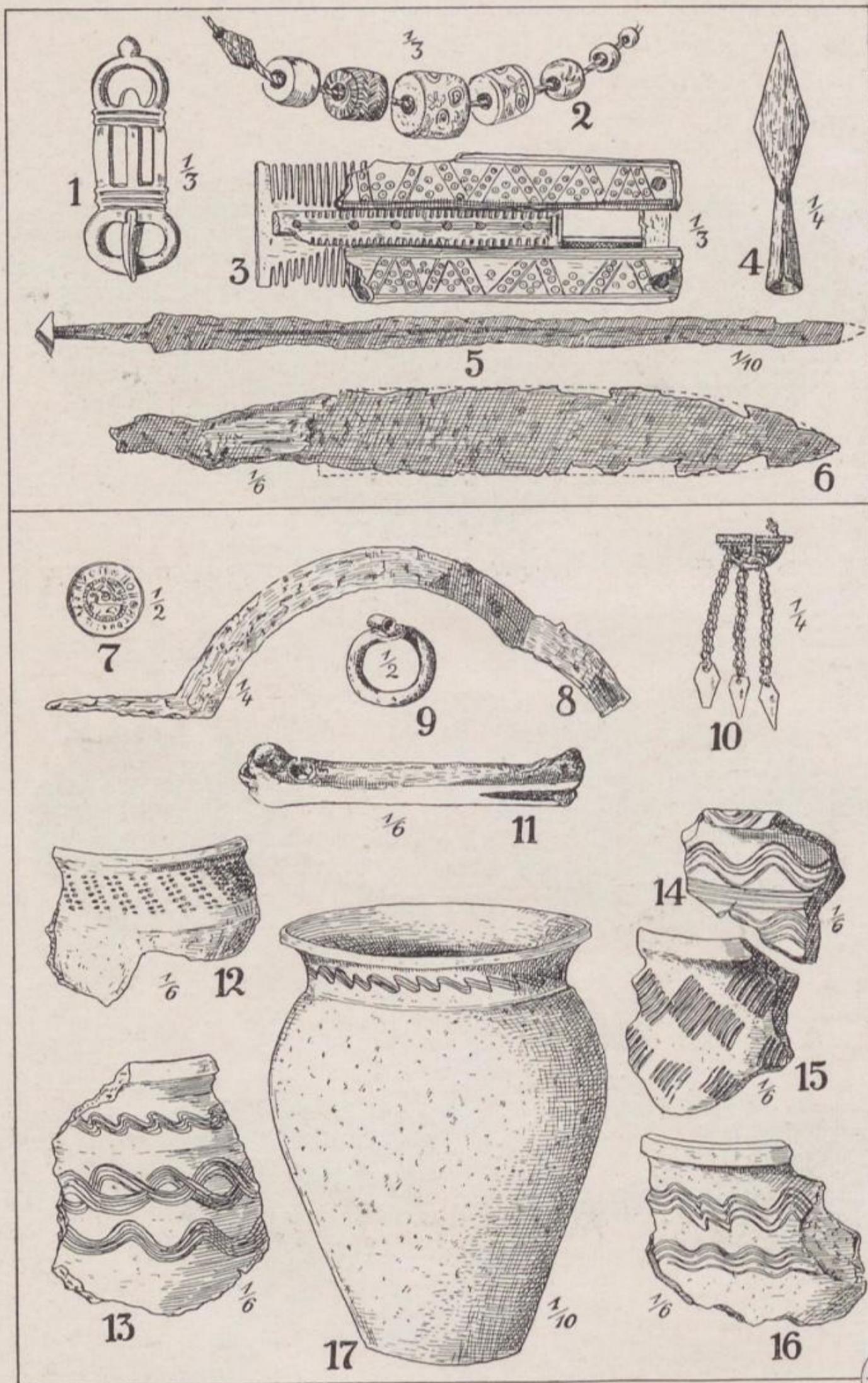
DEWS.
ANDS.



Römische Importbronzen:

Schüssel, Sieb, 3 Kasserollen. Ca $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

45.
86



Völkerwanderung: Bronzeschnalle (1), Glas- und Tonperlen (2), Knochenkamm mit Euis (3), Pfeilspitze (4), Spatha (5), Scramasax (6). — Nr. 4—6 Eisen. **Slavisch:** Silberner Wendenpfennig (7), Eisensichel (8), bronzener Schläfenring (9), Hacksilber (10), Knochen-schlittschuh (11), Keramik (12—17).

X

Durch R. Voigtländers Verlag in Leipzig zu beziehen:

Publikationen des Museums für Völkerkunde zu Leipzig



1. Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.

Herausgegeben von der Direktion. 8°.

- Bd. 1. 1906. Leipzig 1907. Inhalt: Dr. Krause, Zur Ethnographie der Insel Nissan.
- Bd. 2. 1907. Leipzig 1908. Inhalt: Dr. Sarfert, Zwei Bainingmasken. Dr. Sarfert, Seltene Waffen von Buulu. Dr. Ange, Fetische und Zaubermittel aus Togo. J. K. Jacob, Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend.
- Bd. 3. 1908/09. Leipzig 1910. Inhalt: J. Bernhardt, Sagen aus der Leipziger Pflege. Dr. G. Ange, Einige Bemerkungen zu den Kugelbogen im Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Dr. F. Krause, Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya (Zentralbrasilien). Dr. K. Jacob, Fundberichte aus Nord-west-Sachsen. 1. Die Funde von der Marienhöhe (Steinzeit, Bronzezeit). 2. Der Römerfund von Schladiß bei Zwochau. Prof. Dr. K. Weule, Die nächsten Aufgaben und Ziele des Leipziger Völkermuseums.
- Bd. 4. 1910. Leipzig 1911. Inhalt: Dr. P. Germann, Das plastisch-figürliche Kunstgewerbe im Grasland von Kamerun. Dr. G. Ange, Ahnenfiguren aus Kreide von Neu-Mecklenburg (Neu-Irland). Dr. Th. Bloch, Graeco-buddhistische Altertümer im Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Mit einer Einleitung von H. S. Franke. Oberarzt Dr. Mohn, Das deutsche Tschadseegebiet, Land und Leute.
- Bd. 5. 1911/12. Leipzig 1913. Inhalt: Dr. E. Erkes, Ahnenbilder und buddhistische Skulpturen aus Alt-China. Dr. E. Sarfert, Ausgrabungsfunde von Nan Matol auf Vonape. Dr. E. Sarfert, Masken aus dem Bismarck-Archipel. 1. Masken von Nissan. Dr. E. Sarfert, Eine Kanuplanke von Kaiser Wilhelms-Land. Dr. E. Sarfert, Deutschland in der Südsee. Reisebilder aus dem Bismarck-Archipel. Dr. P. Germann, Zauberglarbe und Mannbarkeitsfeste bei den Wapare, Deutsch-Ostafrika. E. Bretschel, Die Buchmannsammlung Hannemann. Dr. K. S. Jacob, Die Ausgrabung der Hügelgräber in der Harth.

48.
D. S.
1.

Durch A. Voigtländer's Verlag in Leipzig zu beziehen:

- Bd. 6. 1913/14. Leipzig 1915. Inhalt: Prof. Dr. K. Weule, Das Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Dr. E. Sarfert, Zeitgedanken über die Entwicklung der Kultur. Dr. H. Redöhl, Einige Bemerkungen zu den im Leipziger Völkermuseum befindlichen koreanischen Pfeilergottheiten. Prof. Dr. K. Weule, Botenstäbe bei den Buschmännern. Dr. Fr. Krause, Eine seltene Speerschleuder im Leipziger Museum für Völkerkunde.
- Bd. 7. 1915/17. Leipzig 1918. Inhalt: Prof. Dr. K. Weule, Sachsens Vorgeschichte und einer ihrer ersten Forscher. Dr. G. Wille, Die Herkunft der Indo-Iranier.



2. Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.

- Heft 1. Leipzig 1907. Inhalt: B. M. Stenz, Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs. Herausgegeben und eingeleitet von A. Conrady.
- Heft 2. Leipzig 1907. Inhalt: Dr. K. Narbeshuber, Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax (Regentschaft Tunis).
- Heft 3. Leipzig 1908. Inhalt: F. M. Näbe, Die steinzeitliche Besiedelung der Leipziger Gegend unter besonderer Berücksichtigung der Wohnplatzfunde. Mit einem Beitrag von Prof. E. Schröter Zürich.
- Heft 4. Leipzig 1912. Inhalt: Prof. Dr. J. Felix, Das Mammuth von Borna.
- Heft 5. Leipzig 1914. Dr. K. H. Jacob und Dr. E. Säberk, Die altsteinzeitliche Fundstelle Marktleeberg bei Leipzig.



3. Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völker-

Bd. 1, Heft 1.
technif
Nicht fortgesetzt

SLUB DRESDEN



3 2677041

icklung der Webe-

*U. Sax. N. 421, 129
SWK Prähistorie*